* Wiesbadener Volksbücher Nr. 44. *

Franz Friedrich Ferdinand.

Zwischenblätter
aus der Chronik eines Kleinstaats
von
Ernst Muellenbach.

I. Auflage.
1.—20. Tausend.

Verlag des Volksbildungsvereins zu Wiesbaden.
Geschäftsstelle: Buchhandlung Heinrich Staadt, Wiesbaden.
1904.

Preis 20 Pfennig.



Wiesbadener Volksbücher Nr. 44.

Franz Friedrich Ferdinand.

Zwischenblätter
aus der Chronik eines Kleinstaats

von

Ernst Muellenbach.

Erste Auflage.
(1. bis 20. Tausend.)

Verlag des Volksbildungsvereins zu Wiesbaden.
Geschäftsstelle: Buchhandlung Heinrich Staadt, Wiesbaden.
1904.

Mit Genehmigung der Frau Dr. Ute Muellenbach und des Verlegers gedruckt aus „Franz Friedrich Ferdinand und anderes," Dresden und Leip
Verlag von Carl Reißner.

Druck von Carl Rembold, Heilbronn a. N.

Einleitung.

Mit besonderer Freude können wir den Lesern der „Wiesbadener Volksbücher“ in dem vorliegenden Heft eine der feinsten Blüten der neueren deutschen Erzählerkunst, ein wahres Kabinetstück liebenswürdigen Humors bieten, die Novelle „Franz Friedrich Ferdinand“ von Ernst Muellenbach.

Das Bild des Verfassers in seinen so ungemein sympathischen literarischen und menschlichen Zügen haben wir in der Einleitung zum Heft Nr. 29 zu zeichnen versucht.

Nur wenige Jahre konnte Ernst Muellenbach als schaffender Künstler wirken und bei seinem allzu frühen Hinscheiden sind große Hoffnungen mit ihm begraben worden. Aber es war ihm doch auch vergönnt, manches zu vollenden, was sich weit über den Durchschnitt der zeitgenössischen Novellistik erhebt. Darunter nimmt die Vormärzgeschichte „Franz Friedrich Ferdinand“ besonders hohen Rang ein. Diese Erzählung gehörte immer zu seinen Lieblingswerken, wie auch denen seiner treuen und kundigen Gefährtin. Und ebenso hatten gar manche andere Leser, die Feines zu würdigen wissen, darunter die Träger weitbekannter Namen, an der anmutvollen, poesieumdufteten Novelle ihre helle Freude, die sie in warmen und beredten Worten aussprachen. Über die deutsche Kleinstaaterei ist in den Zeiten, da unsere nationale Entwicklung so stark unter ihren hemmenden Einwirkungen litt, manche berechtigte Klage geführt worden. Jetzt aber macht sich doch zuweilen ein gewisses Heimweh nach ihren Lichtseiten, nach den idyllischen und gemütlichen Zuständen fühlbar, die auf ihrem Boden gedeihen konnten. Übrigens wirkt ja so vieles was man von den hochsinnigen Bestrebungen einzelner unserer heutigen kleineren Bundesfürsten, von ihrem eifrigen Eintreten für ideale Güter hört und sieht, ungemein anmutend. Dann ist auch bei dem Beherrscher eines kleinen Gebietes ein unmittelbares persönliches Verhältnis zu dem Einwohner und eine Art väterliche oder Harun al Raschidsche Fürsorge leichter denkbar, als in einem großen Lande.

Bei den Besuchen, die der dem Dichter eng befreundete Lektor Emil Milan oft in Bonn machte, erzählte dieser unter anderem

von seiner Schauspielerzeit bei den Meiningern und von seinen Rezitationen vor dem Herzog. Das Leben in solch einer kleinen Residenz und gerade das Hofleben bildeten ein Milieu, das dem Humor Muellenbachs vielfache Anregung bot und an dessen Gestaltung er eine besondere Freude hatte. Dazu kam seine so stark ausgeprägte Neigung, sich liebevoll in das Leben der Tierwelt zu versetzen, seine Freundschaft für die Hunde, von denen er seinen besonderen Lieblingen, den Teckeln, in ein paar Prachtexemplaren einen nicht unwichtigen Platz in der vorliegenden Geschichte angewiesen hat. Es liegt uns natürlich fern, dem Leser, der ja mit eigenen Augen sehen soll und will, die Freude an dem Auffinden der Schönheiten vorweg zu nehmen, nur so viel sei gesagt, daß diese herzensgute, gemütliche Durchlaucht mit dem leisen Stich ins Komische eine wahre Prachtfigur ist, die man liebgewinnt und die sich dauernd dem Gedächtnis einprägt. Auch die Hofdame von Ziegebein ist eine Gestalt voll Lebenswahrheit und sowohl dem Wesen als den Worten nach mit Meisterhand geschildert, ebenso wie der Vertreter des ancien régime mit dem hocharistokratischen Namen von Müller in jeder Faser seines Wesens echt und lebendig ist. Eine Erscheinung wie der Fürst selbst, der sich so redlich bemüht, das Rauschen der neuen Zeit zu verstehen, macht sicher ganz anders glaubhaften Eindruck, als jener zur ständigen Figur gewordene Serenissimus, an dessen blödem Stammeln einzelne Blätter mit wenig Witz und viel Behagen ihre Künste üben. „Franz Friedrich Ferdinand", eine Geschichte gemütvoll, herzenswarm und schalkig, wie die Grundzüge in dem Wesen des Verfassers waren, wird dem Andenken Ernst Muellenbachs in der vorliegenden Ausgabe sicher viele neue Freunde werben.

Frankfurt a. M., September 1903.

Sigmund Schott.

I.

An einem Septemberabend des Notjahres 1847 saß Fürst Franz Friedrich Ferdinand mit seinen Getreuen im sogenannten Spielzimmer des fürstlichen Residenzschlosses. Der Fürst, der Kabinettsminister von Müller und die Oberhofmeisterin Fräulein Aglaja von Ziegebein spielten Domino, eine gute altfränkische Partie zu Dreien mit achtundzwanzig Steinen, ohne Schikanen und Hindernisse. Der Kommandant des fürstlichen Militärs, Major Böllermann, sah zu und notierte die Gewinne. Dazu tranken die Herren aus großen Römern von dunkelgrünem Kristallglas Rheinwein, den ihnen ein grauhaariger, halbtauber Lakai in schieferblauer Livree einschenkte; Fräulein von Ziegebein hatte ein Teetischchen neben sich stehen, dessen Ausstattung von verschnörkeltem Meißner Porzellan so altmodisch vornehm aussah, wie sie selbst in ihrem schwarzen Seidenkleid und der schwarzen Spitzenhaube über den sorgfältig frisierten eisgrauen Löckchen. Der Kabinettsminister von Müller war in Zivilhoftracht, schwarz mit weißer Weste, Kniehosen und weißseidenen Strümpfen. Die beiden anderen Herren trugen die Uniform der Leibkompanie: die weiße Weste unter dem hoch ausgeschnittenen blauen Frack mit steifem Kragen

und langen Schößen, dazu weiße Beinkleider und hohe, glänzendschwarze Reitstiefel — wie immer. Steif, vornehm und ein wenig greisenhaft erschien alles in diesem Gemach: die weißlackierten Möbel im nüchternsten Empirestil, die beiden Stutzuhren, die so zimperlich leise schlugen, als schämten sie sich, an einem solchen Ort vom Fortschritt der Zeit zu reden, — und auch die Menschen.

Die Wachskerzen auf den silbernen Leuchtern brannten ganz stet. Es war ein warmer, windstiller Abend. Durch die offenen Fenster klang von drunten zuweilen der Schritt der Schildwache herauf; aus der Stadt sonst kaum ein Geräusch. Die Residenz schlief früh ein.

„Eine neue Runde, — Durchlaucht haben auszuspielen," verkündigte der alte Major mit einem Tone, als handle es sich um eine militärische Meldung.

Der Fürst nickte und betrachtete den Stein nachdenklich, ehe er ihn auf den Tisch legte. „Es ist merkwürdig," sagte er. „Jedesmal, wenn ich diese Doppelfünf sehe, muß ich an ein paar Ochsenköpfe denken."

„Man wird oft im Leben daran erinnert," meinte die Ziegebein und setzte an.

„Jawohl," erwiderte der Fürst zerstreut und strich sich über den grauen Backenbart. „Sagen Sie mal, mein lieber Müller, wieviel Ochsen mögen wir denn wohl eigentlich in unseren Staaten haben?"

„Mit wieviel Beinen?" fragte die Ziegebein dazwischen.

„Mit vier natürlich," antwortete der Fürst ernsthaft. „Eine Volkszählung haben wir ja neulich gehabt, — wie hoch war doch die Summe, mein lieber Müller?"

„Dreißigtausendsechshundertundneunundvierzig, Durchlaucht," erwiderte der Kabinettsminister.

„Richtig . . . Man vergißt sowas zu leicht . . . Wissen Sie, mit Zahlen gebe ich mich nicht gern ab. Aber mein Vetter Egon Alexander drüben, von der jüngeren Linie, der hat wohl beträchtlich mehr?"

„Siebenundsechzigtausendeinhundertundelf, Durchlaucht."

„Sieh 'mal an! Das ist ja . . . warten Sie 'mal . . . das ist ja beinah' noch 'mal so viel . . ."

„Gar nicht gerechnet die zwei- bis dreitausend ausländischen Lumpen, die jedes Jahr nach der Spielbank drüben kommen," warf die Ziegebein dazwischen. Sie war ärgerlich, wie jedesmal, wenn die Herren das Spiel mit einem Gespräch störten. Der Fürst war das gewohnt. Er winkte nur ein wenig mit der Hand ab und sagte: „Na einerlei . . . ich finde es unrecht, daß man die Menschen zählt und das Vieh nicht. Lassen Sie doch allernächstens einmal durch die Landjäger eine genaue Viehzählung vornehmen, mein lieber Müller! Was meinen Sie dazu, Herr Major?"

Der Major riß, erwachend, die Augen weit auf und reckte sich steif zusammen. „Zu Befehl, Durchlaucht!" rief er, dann schloß er die Augen wieder und sank langsam zurück.

„Dann lassen Sie aber auch die einzelnen Sorten Viehzeug etwas genauer charakterisieren, Exzellenz," bemerkte die Ziegebein.

„Natürlich," versetzte der Fürst, „besondere Kennzeichen — wie bei einem Steckbrief, wissen Sie . . . unsere gute Ziegebein hat ganz recht . . . Wir wollen doch wissen, wie es in den Ställen unserer Staaten aussieht! Mit der Politik habe ich mich nie abgegeben, das überlasse ich Ihnen, mein lieber Müller; aber dies ist eine andere Sache . . . Na, wer ist denn dran? Notieren Sie auch, Herr Major?"

Der Major antwortete nur mit einem Seufzer des Traumes.

„Er schläft 'mal wieder," sagte die alte Dame leise. „Und träumt wahrscheinlich wieder von der Schlacht bei Ligny."

„Ja, das war sein großer Tag," meinte der Fürst. „Na, lassen wir ihn schlafen, sonst vernotiert er sich doch. Und der Schlaf eines alten Helden ist heilig, nicht wahr, liebe Freundin? Nehmen Sie nur die Tafel, aber bleiben Sie ehrlich dabei."

II.

Einige Tage später stand Fürst Franz Friedrich Ferdinand auf seinem Observatorium und beobachtete seine Staaten. Er sah sehr stattlich aus; denn der Zugluft wegen trug er einen dreieckigen Offiziershut mit mächtigem schwarzgrünen Federbusch auf dem kahlen Haupte, und da in der militärischen Kleiderordnung Hut und Degen einander voraussetzen, so hatte er auch den Degen umgeschnallt.

Das Observatorium war ein quadratisches Turmzimmer mit hohen Schiebefenstern auf allen Seiten und einer schmalen Tür. In der Mitte stand auf schön geschnitztem Gestell ein großes, drehbares Fernrohr. Vor diesem Rohr pflegte der Landesherr jeden Morgen nach dem ersten Frühstück einige Zeit zu verweilen. Bei gutem Aussichtswetter leistete ihm Fräulein Aglaja von Ziegebein Gesellschaft.

Auch heute hatte sie sich eingefunden. Sie saß auf einem Rohrsessel, strickte etwas langes Weißwollenes zu irgend einem wohltätigen Zweck und betrachtete ab und zu ihren fürstlichen Freund mit einer wohlwollenden Ironie.

Seine höfliche Einladung ans Fernrohr hatte sie wie immer dankend abgelehnt:

„Durchlaucht verzeihen, wenn ich mich mit meinen Augen begnüge. Unser Fürstentum hat etwas von der Natur des Menschen — das Herz, ich meine die Residenz, liegt stark nach links. Ja, wenn man da drüben nach Westen hinsehen könnte, — da haben Durchlaucht ja noch ein ganz ordentliches Stück, bis man ans Preußische stößt. Aber da liegen die Berge zwischen und der Wald. Diesseits sind wir ein bißchen zu nahe an die jüngere Linie geraten. Da drüben — das Dorf, Breibach meine ich, wo der Pastor wohnt, der jeden Sonntag über den Propheten Joël spricht — das ist ja schon zur größeren Hälfte Ausland. So weit tragen meine alten Augen noch. Und darüber hinaus, — Gott, da mag ich gar nicht hinsehen. Ich fürchte immer, ich könnte einmal unversehens einen armen Teufel im Rohr baumeln sehen, der sich da drüben irgendwo an einen stillen Ast gehängt hat, nachdem sie ihm in der Spielhölle den letzten Louisdor abgemaust haben.“

„Ja, ja,“ antwortete der Fürst etwas verlegen. „Seien Sie doch 'mal still davon, liebe Aglaja, ich kann doch nichts dafür, daß mein Vetter drüben den Unfug in seiner Residenz zuläßt. Es ist seine Sache. Sie wissen, mit den inneren Angelegenheiten der jüngeren Linie habe ich mich nie abgegeben, und was wollte ich auch groß machen? Ich kann ihn doch nicht bei dem durchlauchtigsten Deutschen Bund in Frankfurt denunzieren! Abgesehen davon, daß es nichts helfen würde.“

Der Fürst blickte wieder ins Rohr. „Nun seh' 'mal einer! Da treibt ja der Kerl, der Gärtner vor dem alten Tore, — wie heißt er doch? Zwiebelhecht oder so, — der treibt ja zwei Prachtochsen über die Landstraße! Und da

hinten kommen noch drei. Wir müssen doch trotz der schlechten Zeiten eine Riesenmenge von dem Getier in unseren Staaten haben. Ich bin gespannt auf den Bericht. Heute soll er ja fertig werden."

„Wie hübsch die Ruine daliegt, der Falkenstein," bemerkte die Hofdame. „Ordentlich wie das Bergschloß in der Goetheschen Ballade, wissen Durchlaucht?

Und Knapp' und Kellnerin glänzen
Als Herren weit und breit.

Nur leider ist es jetzt nicht Knapp' und Kellnerin, sondern der Bankier Landauer nebst Gemahlin."

„Jawohl," erwiderte der Fürst und sah sie aus seinen gutmütigen blauen Augen nachdenklich an. „Wissen Sie, Aglaja, wenn ich das so bedenke, — diese Grafen von Falkenstein — es ist ja ein ganz großartiges Geschlecht gewesen zu seiner Zeit. Unser guter Müller hat mir 'mal einen Vortrag darüber gehalten. Und dann, — ich weiß nicht, ist es vier- oder fünfhundert Jahre her? Na also, so um Luther herum, da sind sie 'mal ausgestorben, und wir haben die Masse geerbt, — 's ist aber nachher bei der Erbteilung meist an die jüngere Linie gefallen. Und das Nest, den Falkenstein, haben sie vernachlässigt, es ist so peu à peu ruinös geworden. Gott, ich habe nichts dagegen, — eine Ruine im Lande, es macht sich ganz nett. Es gibt Patina, wissen Sie. Aber daß sie nun neuerdings gerade von unserem Hofbankier aufgekauft worden ist . . . Merkwürdig! Eine alte Ritterburg . . . Es muß doch den ganzen Adel irritieren."

„Das ist der sogenannte Zeitgeist," meinte das Fräulein. „Übrigens, was wollen Durchlaucht mit dem Adel? Wir haben ja gar keinen."

Der Fürst sah sie überrascht an. „Das ist auch wieder wahr," versetzte er. „In meinen Staaten ist der Adel völlig aufgegangen ... Mein Vetter Egon Alexander hat aber doch noch genug davon, um alle Hofchargen zu besetzen ..."

„Was das aber auch für Adel ist!" bemerkte das Fräulein von Ziegebein verächtlich. „Ein paar französische Glücksritter hat die Spielbank angezogen, man weiß nicht, sind sie Kammerherren oder Croupiers? — Und den Rest verdankt Durchlaucht Egon Alexander ihrem höchstseligen Großvater ... Durchlaucht wissen wohl, was ich meine ..."

„Na ja, ja," erwiderte der Fürst ungeduldig, „morganatische Ehe, ich weiß, ich weiß ... sehr fruchtbar ... Aber einerlei: wir haben hier wirklich doch nur Sie und unseren guten Müller ... und wie steht es damit? Er hat es von seinem Vater her, den der König von Preußen geadelt hat, und Sie — na, sehen Sie mich nicht so an, als ob ich Ihre stiftsmäßigen sechszehn Ahnen anzweifeln wollte! Aber Sie sind doch auch — wie soll ich sagen — importiert ... klassischer Import, das gebe ich zu ... damals, als Sie als Hofdame zu meiner seligen Mutter aus Weimar kamen, — na, wie lang ist's denn her? Vierzig Jahre mindestens ... Sie waren ja meine erste stille Liebe, ich war damals vierzehn Jahre und Sie eine schöne, voll erblühte Rose von einigen —"

„Sparen sich Durchlaucht das Rechnen nur," unterbrach ihn das Fräulein. „Und was das Klassische angeht, so bitte ich bemerken zu dürfen, daß ich darauf wirklich stolz bin ... Es hat etwas für sich, auch einmal an Goethes Hof gewesen zu sein, und ich lasse nichts auf meine Klassiker kommen. Durchlaucht freilich ... was lesen Durchlaucht denn von ihnen? Höchstens ab und zu ein paar komische Erzählungen

vom Hofrat Wieland . . . und ich will nicht fragen, warum? Aus ästhetischen Gründen schwerlich."

Der Fürst lächelte friedlich. „Ereifern Sie sich nicht, Aglaja," sagte er. „Sie kennen meine Hochachtung vor Ihrem klassisch gebildeten Adel. Ewig schade, daß er mit Ihnen in meinen Landen ausstirbt . . . Na, die von Müllers blühen ja noch fort . . . Nette Blüte! Seit der Doktor Theobald von Müller wegen seiner demagogischen Dichtereien aus Berlin ausgewiesen worden ist, hat der Alte ihn ja völlig verstoßen . . ."

„Ja," bemerkte das Fräulein, „da erkennen Durchlaucht den Briefadel. Unser guter Müller ist ja die friedfertigste Seele, aber im Punkte der Legitimität ist er schlimmer als wir alle . . . Und warum? Ihnen, oder meinetwegen auch mir, schadet das nichts; wenn wir wollten, könnten wir liberal sein wie die Spatzen, wir haben doch unsere Ahnen. Aber so etwas, das muß konservativ sein, sonst glauben ihm die Leute nicht mehr an die drei Buchstaben . . . Ach Gott ja! Man müßte doch einmal mit Seiner Exzellenz reden . . ."

Der Fürst machte eine abwehrende Bewegung. „Liebe Freundin, Sie wissen, mit Privatangelegenheiten meiner Beamten gebe ich mich grundsätzlich nie ab . . ." —

„Seine Exzellenz der Herr Kabinettsminister lassen um die Gnade bitten," meldete der Lakai.

Der Fürst nickte vergnügt. „Pünktlich, wie immer!" sagte er, sobald der Lakai verschwunden war. „Nun bin ich doch gespannt. Adel haben wir ja nicht mehr in unseren Staaten — —"

„Aber Ochsen," ergänzte die Ziegebein.

III.

Der Kabinettsminister von Müller blickte etwas verlegen, als er seinem Gebieter das schriftliche Ergebnis der Viehzählung überreichte. Mit aller Ausführlichkeit und Raumverschwendung hatte der Kanzlist doch nur vier Seiten verbraucht, um den ganzen Viehstand des Füistentums unterzubringen.

Aber der Fürst schien sehr befriedigt. „Da hören Sie nur," sagte er und las der Hofdame einige Zahlen vor. „Diese Masse Rindvieh! Und dieser Berg Schweine! Und dabei durchweg beste Rasse, wie dahinter steht. — Beiläufig bemerkt, mein lieber Müller, — bei einem solchen Bestand können wir doch unmöglich mit einem Stier in unseren Staaten auskommen?!"

„Die Leute hinterm Wald bedienen sich im Bedarfsfalle aus dem Preußischen," erwiderte der Kabinettsminister.

Franz Friedrich Ferdinand schüttelte unwillig den Kopf. „Das ist nichts," sagte er. „Sie wissen, ich mische mich nicht in die Diplomatie; aber von einem solchen internationalen Verkehr will ich nichts wissen ... Ich will meine eigene Rindviehrasse in meinen Staaten rein halten. Sorgen Sie, daß dazu das Entsprechende auf Staatskosten in die Wege geleitet werde ... Übrigens, was ist das hier? Unter den Pferden sollen zwei englisches Vollblut sein? Da hat sich jemand etwas vormachen lassen. Ich habe kein einziges Vollblut in meinem Stall. Meinen Sie, ich hätte Geld zu solchem Luxus? Es wäre ja eine sündhafte Verschwendung, — bei den Zeiten!"

„Verzeihen Durchlaucht, — das sind die beiden neuen Wagenpferde des Hofbankiers Landauer," erklärte der Minister.

„So?“ erwiderte der Fürst. „Das ist ja ein Mordskerl. Falkenstein kauft er, Vollblut kauft er — will mir wohl nächstens die Souveränität abkaufen, was? Sagen Sie ihm, daß er mir vom nächsten Ersten an zwei Prozent mehr von meinem Guthaben zahlt. Sonst entzieh' ich's ihm und richte eine neue Steuer auf Vollblut ein ... Na, also das wären die Pferde. Ah, und Ziegen haben wir auch? Ihre Wappentiere, Aglaja ... Hühner, Gänse, Enten ... ja, wo bleiben denn die Hunde?“

„Auf der letzten Seite, Durchlaucht ... Als minder nützliche Tiere ...“

„O, sagen Sie das nicht, mein Lieber! Ein Hund ist mitunter nützlicher als ein Ochs. Wie wollen Sie mit einem Ochsen einen Fuchsbau ausnehmen? Und auch als Haustier ... sehr plaisant ... manchmal plaisanter, als die Menschen ... Ich will mir auch wieder einen fürs Zimmer beilegen, — aber was für eine Rasse? Lassen Sie doch 'mal sehen ... Dackel, — ja, ja, — das wäre so was. Amüsante Tiere ... krummbeinig, abnorm, — sozusagen Rokoko, aber grob. Bauernrokoko, wissen Sie ... Nun, deren haben wir ja eine nette Summe. Natürlich, — bei dem starken Jagdbestand ... Aber was sehe ich da? ‚Besondere Bemerkungen: ein Dackel ist schedig.‘ Hat man je so was erlebt? Ein schediger Dackel!“

„Die gibt's, Durchlaucht,“ bemerkte die Hofdame. „Schedig wie ein Kalb. Taugen aber nichts zur Jagd.“

„So?“ fragte der Fürst aufgeregt. „Sie als Jägermeisterskind müssen es ja wissen ... Aber einerlei: den muß ich sehen. Wo ist er denn?“

Über das feine, glattrasierte Gesicht des Kabinettsministers flog ein Rot des Unmuts. „In dem Dorfe Klein-Breibach, Durchlaucht,“ sagte er. „Die — die Tochter des

dortigen Pfarrers Liebetreu hat ihn erst vor kurzem aus Tübingen, wo sie zur Erziehung war, mitgebracht."

„Ach sieh 'mal," rief der Fürst in heiterster Laune, „also gleich zwei Neuigkeiten in unseren Staaten! Ein gescheckter Dackel und eine im Ausland erzogene Landestochter! Hübsch, was? — aber natürlich, — Pfarrerstöchterlein! ... Hm, ob sie ihn mir wohl verkauft? Sehen möchte ich ihn jedenfalls ... Wissen Sie, mein Lieber, — der Morgen ist so schön, — wenn wir 'mal gleich hinüberführen ..."

„Verzeihen Durchlaucht," fiel die Hofdame rasch mit einem Blick auf das verlegene Gesicht des Ministers ein, „Se. Exzellenz haben heute ein dringendes Geschäft ... Privatangelegenheiten von mir ... wenn ich vielleicht als Stellvertreterin einspringen dürfte ..."

Der Fürst musterte die beiden mit überraschtem Blick. „Aber gewiß," sagte er gutmütig, „lassen Sie sich doch nur nicht stören, mein lieber Müller! Gehen Sie nur, — das übrige erledigen Sie allein; wenn Sie noch 'was zu unterschreiben haben, bringen Sie's mir heute abend ... Ich werde denn also mit unserer lieben Ziegebein hinausfahren — leben Sie wohl indes!" —

„Sagen Sie 'mal, liebe Aglaja," sagte der Fürst, nachdem der Minister sich entfernt hatte, „was ist denn das? Warum will — oder warum soll er nicht mit? Denn das mit Ihren Privatangelegenheiten war doch nur Vorwand. Dafür kenne ich meinen Kabinettsminister Anselmus von Müller zu gut. Der läßt sich nicht einmal durch seine eigenen Angelegenheiten von einem Allerhöchsten Auftrag abhalten. Höchstens durch seinen Tod ... Sollte er am Ende einen unwiderstehlichen Abscheu gegen gescheckte Dackel haben?"

Das Fräulein lachte etwas gezwungen. „Ich hoffe

nicht, daß er so ungerecht ist," sagte sie. „So ein armes Vieh kann doch nichts dafür, daß es so auf die Welt gekommen ist. Aber wenn Durchlaucht es denn wissen wollen, — Se. Exzellenz hat einen Haß auf den Pastor. Der gute Liebetreu hat vor etlichen vier oder fünf Jahren den jungen von Müller in ein Haus in Tübingen empfohlen, wo der junge Mann damals studierte, — an einen alten Studienfreund. Und nun meint unsere Exzellenz, der Theobald habe da das liberale Gift eingesogen; der Hausherr sei ein wilder Demokrat, und das habe der Pastor gewußt. Du lieber Gott, ich glaube, der weiß gar nicht, daß es so etwas gibt; der kennt ja nur die Heuschrecken aus dem Propheten Joël. Sonst hätte er doch nicht seine einzige Tochter in dasselbe Haus gegeben . . ."

„Ja, ja," sagte der Fürst. Er hörte nur noch scheinbar zu, ganz vertieft in einen neuen Gedanken. Einige Male ging er im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor der Dame stehen und sah ihr ins Gesicht: „Wissen Sie, Aglaja," sagte er, „es ist doch schade, daß es nicht ein Pärchen ist!"

„Um Gottes willen," rief sie, „was glauben Durchlaucht? Daran ist gar nicht mehr zu denken!"

„Ja, leider!" seufzte der Fürst. „Es wäre aber doch zu schön. Wissen Sie, wenn es dann Junge gäbe . . . Aber es wäre wohl ein zu großer Glücksfall. Die Tiere sind wohl sehr selten, was?"

„Aber wovon sprechen Durchlaucht denn?"

„Na, von den gescheckten Dackeln. Wovon soll ich denn sonst sprechen?"

„Ach so," sagte sie seufzend. „Ja, das wird denn wohl so sein."

IV.

Sie hatten es schlecht getroffen. Der Herr Pastor war in der Kirche bei einer Trauung, und das Fräulein Johanna war schon in aller Frühe mit dem Waldmann über die Grenze nach Groß-Breibach gegangen, um die Tochter des dortigen fürstlichen Rentmeisters zu besuchen.

So berichtete die Wirtschafterin des Pastors, während sie vor den vornehmen Gästen auf dem Hausflur stand und vor lauter Knixen ganz vergaß, sie in ein Zimmer zu bitten. Hinter ihr, in der halb geöffneten Küchentür, stand eine Magd, die beim Anblick des Ordenssternes auf der Brust des Fürsten völlig zur Salzsäule erstarrt war. Aus der Küche quoll ein nahrhafter Dunst von Erbsensuppe mit geräucherter Bratwurst . . .

Franz Friedrich Ferdinand sah sehr unzufrieden drein. „So werden wir eben warten müssen," sagte er. Dann öffnete er ohne Umstände die Tür des Wohnzimmers und ließ die Hofdame vorantreten.

„Hm," meinte das Fräulein von Ziegebein, nachdem sie sich in dem Raume umgeschaut, „sehr einfach. Aber sauber. Daneben ist das Studierzimmer . . . viel Bücher! — Da sehen Durchlaucht, — das ist das Mädchen." Sie deutete auf eine kleine Daguerrotypie, die im schwarz lackierten Rahmen über dem Ledersofa hing, unter einem Christuskopf in Ölfarben.

Der Fürst nahm das Bildchen vom Nagel und musterte es lange; dann sah er die Hofdame überrascht an. „Aber sagen Sie 'mal," bemerkte er, „die ist ja *wirklich* hübsch!"

„Ich habe ja auch nicht das Gegenteil behauptet," brummte die Hofdame und nahm ihm das Bildchen wieder

ab, um es an den Nagel zu hängen. Es sah fast aus, als ärgerte sie sich über sein Lob.

Der Fürst hatte unterdes eine alte Strohmatte hinter dem Ofen entdeckt, die er mit Rührung betrachtete. „Und das ist sein Bett,“ bemerkte er. „Wenn er sich da nur nicht erkältet. Hunde sind oft so empfindlich.“ Er ging ungeduldig auf und ab, dann nahm er ein Buch von dem kleinen Nähtischchen, das am Fenster stand.

„Sieh 'mal an,“ sagte er, „hier werden Ihre Klassiker doch noch geehrt, liebe Aglaja. ‚Emilia Galotti‘, von Lessing. Also so etwas liest man hier!“

„Das lesen Durchlaucht nur auch,“ meinte die Ziegebein, „es ist ein lehrreiches Stück.“

„Jawohl,“ erwiderte der Fürst harmlos und öffnete das Buch an der Stelle, wo ein Lesezeichen eingelegt war, ein grünes Seidenband mit weißgestickter Inschrift: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“ Er las eine halbe Seite, dann legte er das Band wieder hinein und klappte das Buch zu. „Gemeiner Halunke, dieser Marinelli,“ brummte er. „Aber so 'was gibt es.“

„O ja,“ bestätigte die Ziegebein. „Da brauchen Durchlaucht nur eine Residenz weiter zu gehen.“

Jetzt öffnete sich die Tür, und der Pastor erschien, noch im Ornat und mit dem Ausdruck feierlicher Aufregung auf dem überaus gutmütigen, bartlosen Antlitz. Hinter ihm erschien seine Tochter, sie hatten sich vor der Tür getroffen.

„Durchlaucht, — welche Ehre!“ begann der Pastor. „Nun ist wahrlich Freude unter meinem geringen Dache, da der Gesalbte des Herrn es nicht verschmäht, darunter einzukehren!“

„Bitte, bitte!“ erwiderte der Fürst und reichte ihm die Hand. „Wollte schon längst 'mal nachsehen, mein lieber

Pastor Liebetreu, wie es bei Ihnen steht. Ihre Tochter, nicht wahr?"

Das junge Mädchen knixte, — sehr tief, sehr befangen, mit niedergeschlagenen Augen. Sie war wirklich noch viel hübscher als auf dem Bilde: eine zierliche, fast noch knospenhafte Gestalt, im weißen, hoch gegürteten Kleidchen, das die zart gerundeten Unterarme und ein schmales Streifchen unter dem Halse frei ließ; ein liebes rundes Gesichtchen mit halblangen blonden Locken; und über dem allen eine natürliche Anmut, die das fühllose Sonnenlicht auf der präparierten Silberplatte gar nicht wiedergeben kann. Als der Fürst auch ihr mit einigen freundlichen Worten die Hand reichte, blickte sie aus den klarsten blauen Augen so kindlich dankbar zu ihm auf, daß es ihn ganz seltsam rührte.

Nun aber sprang die angelehnte Tür vor einem heftigen Scharren auf, und ein längliches, vierbeiniges Etwas fuhr ungestüm mit wildem Gebell an den hohen Stiefeln des Landesherrn empor, der die sonderbare Kreatur entzückt betrachtete.

„Na, der verdient wirklich eine besondere Bemerkung in der Viehliste," meinte die alte Hofdame.

„Ach ja, er ist sehr häßlich, der arme Kerl," sagte Johanna traurig. Sie hatte den Dackel am Nacken erwischt und hielt ihn nun, am Boden kauernd, mit beiden Armen von weiteren Angriffen ab.

„Aber nein . . . prächtig ist er!" rief der Fürst und musterte immerfort die durchaus unregelmäßigen weißen, gelben und schwarzen Flecken auf dem langen, eingebogenen Leibe, den rasseechten, spitzschnauzigen Kopf mit den langen Hängeohren, deren eines in fleckenlosem Weiß schimmerte, während das andere ebenso wie der obere Teil des Ge-

sichtes ein mit gelben Haarbüscheln durchsetztes Schwarz zeigte. „Wie er aussieht!"

„Großartig," bemerkte die Hofdame. „Als ob ihn die Natur im Finstern auf ihrer Palette herumgerieben hätte."

„Darf ich ihn einmal nehmen?" fragte der Fürst. Johanna Liebetreu sah ihn sprachlos verwundert an. „Er beißt . . ." stotterte sie endlich. Aber Franz Friedrich Ferdinand wußte mit Hunden umzugehen. Nach wenigen Minuten schmiegte sich der scheckige Waldmann ganz zufrieden auf den Schoß seines neuen Gönners, der wie ein Bild befriedigter Fürstenhoheit im Sofa neben der Haustochter saß und über die Abtretung des Naturwunders verhandelte. Nein, verkaufen wollte Johanna Liebetreu das Tier nicht... Aber wenn sie Durchlaucht bitten dürfe, es als ein Geschenk anzunehmen . . . Und da der Fürst beinahe verwirrt dankte, fuhr sie mit einem kindlichen Lachen fort: „Es ist gewiß das Beste für seine Sicherheit. Wir sind hier zu nahe an der Grenze . . . er wildert, der arme Kerl, und die fürstlichen Jäger von drüben hätten ihn beinahe schon einmal erschossen."

„Was?" fuhr der Fürst auf. „Erschossen?! Diesen Hund erschossen?!!" Noch hatte ihn nichts von allem, was man im Lande der jüngeren Linie tat oder beinahe tat, so im Innersten aufgeregt.

Die Hofdame hatte unterdes den Pastor in ein Gespräch über die Lage in seiner Gemeinde verwickelt. Der Fürst und Johanna plauderten weiter, zuerst über die Tugenden und Untugenden des Gescheckten, dann über Tübingen und allerlei anderes. Die Befangenheit des jungen Mädchens löste sich immer mehr; der Fürst sprach ja so leutselig und einfach, ganz wie ein recht guter, wohlgesinnter Onkel. „Sie lesen wohl viel?" fragte er. „Habe mir da eben

erlaubt, 'mal in Ihr Buch zu sehen. Tüchtiges Werk, ja, ja . . . dieser Lessing, — der verstand es . . . Nun, sagen Sie 'mal, mein liebes Kind, das greift Sie wohl sehr an, so eine — na, ich meine, so eine traurige Geschichte?"

Sie nickte eifrig und faltete die Händchen. „Ach ja," sagte sie, „es ist ja doch auch zu schrecklich, nicht wahr? Aber das ist ja nun schon lange her . . . Ich denke mir, jetzt kann so etwas doch nicht mehr vorkommen . . . Und es wird doch auch wohl früher nur eine traurige Ausnahme gewesen sein. Ich denke mir immer, der Herr hat auch früher den Königen und Fürsten zumeist ein königliches Herz gegeben, daß sie nach seinem Sinne herrschten, das Unrecht ahndeten und der Not steuerten, wie . . . wie —" sie errötete und brach ab.

„Nun, — wie? . . ." half der Fürst ein, indem er das süße Gesichtchen lächelnd betrachtete.

„. . . Wie Eure Durchlaucht," fuhr sie mutig fort. Sie sah ihn mit einem warmen Blick an, der keine Spur von bewußter Schmeichelei verriet. „Man kann es ja von allen Fremden hören, wieviel leichter es unseren Leuten hier im Lande doch noch immer geworden ist, das böse Notjahr auszuhalten, als anderswo. Und das haben die Untertanen doch nur der väterlichen Fürsorge zu verdanken, mit der Durchlaucht sich ihrer früh genug angenommen haben. Die Lieferungen von Saat- und Brotkorn, von Viehfutter, die Nachlasse an Steuern und Pacht . . ."

„Ja, ja," warf Franz Friedrich Ferdinand ein. Er wich ihren strahlenden Blicken aus, es wurde ihm ganz heiß im Gesicht. „Dieser Müller," dachte er, — „er scheint ja wirklich brav vorgesorgt zu haben . . . wie immer. Aber daß sie mich nun deshalb lobt . . . wenn ich doch nur genau wüßte, was es war . . ."

Der Pastor hatte die letzten Worte seiner Tochter aufgefangen. „Ja fürwahr," begann er, „unsere Bauern sind Eurer Durchlaucht tief verpflichtet für so weitschauende Fürsorge in diesen Zeiten des Jammers, die über das ganze liebe deutsche Land gekommen sind wie die Heuschreckenplage über Israel, davon Joël spricht, Kapitel 1 am fünfzehnten: „O wehe des Tages! Denn der Tag des Herrn ist nahe und kommt wie ein Verderber des Allmächtigen. Da wird die Speise vor unseren Augen weggenommen werden, und vom Hause unseres Gottes Freude und Wonne. Der Same ist unter der Erde verfault, die Kornhäuser stehen wüste, die Scheuern zerfallen, das Getreide ist verdorben. O, wie seufzet das Vieh!" Es ist eine böse Zeit. Der Gegenden sind viele, wo das Pfund Schwarzbrot in diesem Jahre zehn Kreuzer und mehr galt und trotz der besseren Ernte noch gilt. Durchlaucht werden besser wissen als ich, was das sagen will."

„Ja, ja!" seufzte der Fürst und streichelte verlegen den Dackel.

„Aber in Eurer Durchlaucht Gebiete ist es immer noch leichter zu tragen," fuhr der Pastor fort. „Durchlaucht werden ja selbst den Unterschied bemerken . . . drüben, meine Pfarrkinder über der Grenze . . . ach, leider scheint die dortige Regierung der Mittel zu ermangeln, um die Not im gleichen Maße zu lindern . . . Es sind viele unter ihnen, die jetzt schon über die Grenze kommen, um hier von Tür zu Tür zu heischen . . . Und wie wird es im Winter werden! Der Herr möge doch ein Einsehen haben mit seinem Volke, daß es wieder heiße, wie Joël sagt, Kapitel 2 am zweiundzwanzigsten: ‚Fürchtet euch nicht . . . denn die Wohnungen in der Wüste sollen grünen und die Bäume

ihre Früchte bringen, und die Feigenbäume und Weinstöcke sollen wohl tragen'."

Der Fürst sah die Hofdame bittend an. Sie erwiderte den Blick sehr ernsthaft, sagte aber nichts.

„Ja, ja," bemerkte er endlich, „wissen Sie, Herr Pastor . . . wir müssen eben alle das Unsrige tun . . . Ich . . . ich werde sogleich das Erforderliche veranlassen . . ."

Der scheckige Dackel wandte den Kopf um und blickte den Landesherrn fast schalkhaft aus seinen braunen Augen an.

Franz Friedrich Ferdinand wandte sich in höchster Verlegenheit an Johanna. „Wir bemerkten eben einen sehr angenehmen Duft aus Ihrer Küche, liebes Kind . . . mein Leibgericht . . . wenn wir uns zu Tische laden dürften . . . Mein Diener kann vielleicht mit dem Wagen noch einige Kleinigkeiten aus der Hofküche nachholen . . ."

„Verzeihen Durchlaucht," bemerkte die Hofdame schnell, „es wird unseren lieben Wirten gewiß angenehmer sein, wenn wir gar keine Umstände machen . . . ich esse Erbsensuppe mit Wurst wirklich sehr gern," fügte sie etwas ironisch hinzu.

„Hm, ja," versetzte der Fürst unsicher, „wenn Sie meinen . . ."

Johanna hatte sich schon erhoben.

„Welche Freude!" rief sie, vor Vergnügen errötend und mit den Händen klatschend.

„Ja, wahrlich, welche Ehre und Freude!" verbesserte ihr Vater. „Aber, mein Kind . . ." Er sah Johanna etwas verlegen an.

„Sie meinen, ob auch genug da ist, Herr Pastor?" fragte die Hofdame aufstehend. „Dafür lassen Sie uns Frauen sorgen. Nicht wahr, mein liebes Kind? Sie erlauben mir wohl,

daß ich mit Ihnen gehe und revidiere. Den Wagen schicken wir zurück bis zum Abend ... Durchlaucht gewähren uns huldvoll Urlaub ... Vielleicht ist der Herr Pastor bereit, Durchlaucht unterdes noch einiges über die Verhältnisse unter den Notleidenden vorzutragen ..."

„Ja, ja, natürlich!" sagte der Fürst.

V.

Das Abendrot leuchtete schon über den Waldbergen jenseits der Residenz, als sie heimfuhren. Der gescheckte Waldmann saß auf dem Rücksitz und musterte mit zur Seite gesenktem Kopfe abwechselnd seine neue Herrschaft und die Bauern, die vor dem fürstlichen Wagen ehrfurchtsvoll grüßend zur Seite wichen.

„Reizend! Ganz reizend!" murmelte der Fürst.

„Was meinen Durchlaucht?" fragte die Hofdame. „Den Dackel, den Pastor, die Kost oder das Fräuleinchen?"

„Ach, — natürlich alles," erwiderte der Fürst. „Wissen Sie, Aglaja, — dieser alte Pastor ist gar nicht so übel. Hat mir doch allerlei zu denken gegeben ... Natürlich, ich wußte das ja eigentlich schon alles ... aber es hat seine Meriten, 'mal so eine geistliche Stimme aus dem Volke zu hören ... Und was die Kost angeht, — wie kommen Sie dazu, meine Neigung für Erbsensuppe zu bezweifeln? Hat mir kolossal geschmeckt, — kolossal ... Der Kaffee, — na ja, — ein bißchen qualitätslos ... aber sehr gesund so ... sehr appetiterregend ... Sie glauben nicht, wie ich mich auf das Souper freue! — Na und was die Kleine angeht, — à merveille! Das ist ja ein Ausbund von reizender Anmut! und so — wie soll ich sagen — — so tauig.

Wissen Sie, — so frisch . . . wie eine Rosenknospe morgens um vier Uhr . . . Denken Sie daran, daß die beiden Sonntag bei uns speisen. Beiläufig, — was hatten Sie denn mit der Kleinen nach dem Kaffee in der Bohnenlaube so viel zu bereden?"

„Frauengeschichten, Durchlaucht," erwiderte die Ziegebein achselzuckend. „Sie hat mir ein wenig ihr kleines Herzchen ausgeschüttet. Nichts für Herren."

„Auch nicht für Landesherren?" fragte der Fürst, den der angenehme Verlauf des Tages geistig recht belebt hatte. „Das ist schade. Sie werden doch keine Verschwörung angezettelt haben? Ich will nicht hoffen, daß Sie mir die Kleine in politische Verwickelungen bringen."

„Im Gegenteil, Durchlaucht," erwiderte die Ziegebein ruhig. „Ich habe sie ausdrücklich noch vor unserer Abfahrt gewarnt, nicht so viel über die Grenze zu gehen. Sie hat da drüben eine Freundin von der Schulzeit her — die Rentmeisterstochter zu Groß-Breibach. Diese Leute kenne ich zufällig auch ein wenig, und ich wünsche nicht . . . ich meine, es ist besser, wenn unser Pastorenkind diesseits bleibt . . . Wegen des Wilderns, wissen Sie."

„Ich verstehe Sie nicht," versetzte der Fürst verwundert. „Der Dackel ist ja jetzt bei mir sicher!"

Die Ziegebein lächelte leicht. „Es gibt allerlei Wilderei, Durchlaucht," sagte sie. „Der scheckige Kerl da wildert auf Hasen, andere Wilderer ziehen die hübschen jungen Schäfchen vor. Die Rentmeistersleute drüben in Groß-Breibach können Ihnen vielleicht nähere Auskunft geben . . . Sie wissen ja wohl, daß Durchlaucht Egon Alexander im Breibacher Forst zu pirschen lieben?"

Der Fürst runzelte die Stirn. „Hören Sie 'mal, meine Liebe, jetzt will ich Sie aber nicht verstanden haben . . .

Lächerlich! Sie haben wohl heute Nachmittag etwas zu viel in der ‚Emilia Galotti' gelesen?"

„Verzeihen Durchlaucht," erwiderte die alte Hofdame in einem ganz eigenen Tone, „das habe ich gar nicht mehr nötig. Wenn man von seinem sechszehnten Jahr bis ins einundsiebzigste an allen möglichen Höfen hineingeguckt hat, dann braucht man die ‚Emilia Galotti' nicht mehr zu lesen. — Ausgenommen unseren Hof, Durchlaucht."

Der Fürst spielte nachdenklich mit der Degenquaste. „Hm, ja," meinte er, „ich glaube wirklich, den müssen Sie ausnehmen, Aglaja. Umsomehr, da Sie am meisten dafür gesorgt haben, daß Sie es dürfen."

VI.

Der gescheckte Waldmann — der Kalbshund, wie ihn Fräulein von Ziegebein zu nennen pflegte — lag lang ausgestreckt auf seiner Decke vor dem Kamin im Vorzimmer des Fürsten und kaute spielend, sättigungsfroh am letzten Zipfel der Hundewurst, die ihm der Kammerdiener jeden Morgen auf Allerhöchsten Befehl zu liefern hatte. Der Major Böllermann, der eben vom Rapport aus dem Zimmer des Fürsten zurückkam, betrachtete das Tier lange scheu und nachdenklich. „Kuriose Kreatur!" brummte er. „Seit den sechs Wochen, daß wir das Vieh im Schloß haben, ist die Durchlaucht rein wie ausgewechselt. Wenn das nur alles mit rechten Dingen zugeht! Alle guten Geister . . ." Er wandte sich mit einer gewissen Hast ab und verließ das Vorzimmer.

Wenn auch vielleicht nicht alle bei Hof und in der Residenz die abergläubischen Bedenken des alten Kriegs-

helden teilten, — in ihrem Urteil über den Landesherrn stimmten sie sämtlich mit ihm überein. Franz Friedrich Ferdinand hatte sich sehr geändert. Er brauchte jetzt eine solche Menge Zeit zum Regieren, daß seine Studien auf dem Observatorium täglich kürzer wurden und endlich ganz wegfielen. Alles, was zum Unterzeichnen an ihn kam, las er vorher durch, und bisweilen unterzeichnete er es dann nicht. Die Vorträge des Kabinettsministers unterbrach er mit häufigen Fragen, die beinahe immer zur Sache gehörten. Er ging sogar zu selbständigen Eingriffen über. Unvermutet erschien er im Regierungs-Bureau, zu einer Zeit, wo der Kabinettsminister nicht zugegen war und die ganze Beamtenschaft beim Frühstück saß, ließ sich verschiedene Einrichtungen zeigen und murrte über einiges ganz erschrecklich. In der Kasernenküche der Leibkompanie stellte er sich urplötzlich ein, kostete das Essen und fand es scheußlich. Das Essen wurde darnach nicht besser, aber man stellte von zuständiger Seite jetzt jeden Tag eine Portion von höherer Güte bereit, für den Fall, daß der oberste Kriegsherr seine Kostprobe wiederholen werde. Selbst von dem Magistrat der Residenzstadt hatte der Landesherr über verschiedene öffentliche Übelstände, die in einem Eingesandt einer „ausländischen“ Zeitung getadelt worden, Immediatbericht eingefordert und mit sehr bissigen Blaustiftbemerkungen am Rande zurückgeschickt. Er selbst gedieh bei dieser Fülle anregender Tätigkeit zusehends und war von einer Heiterkeit, die ihn ganz übersehen ließ, wie verstimmt und unruhig die anderen wurden, deren Kreise er so plötzlich störte. Sogar die Ziegebein reizte er empfindlich, da er ihr allen Ernstes zumutete, bei der diesjährigen Weihnachtsbescherung jedem ihrer Ortsarmen nebst den üblichen wollenen Socken und harten Talerstücken auch einen Band klassischer Dichtung

zu verehren. „Wissen Sie, liebe Aglaja, das Volk muß mehr Verständnis für die gute Literatur bekommen!" erklärte er. „Aber wozu denn, Durchlaucht?" erwiderte die Ziegebein spitz, „der Unterschied zwischen dem Volk und den Fürsten ist so schon groß genug!" Glücklicherweise verstand er sie wieder einmal nicht.

Waldmann war ganz zufrieden mit seinem Herrn, den er ja nie anders gekannt hatte. Er empfand den Vorzug seiner Stellung und hing mit großer Treue an dem neuen Gebieter, der ihn überallhin mitnahm und dadurch selber zu einer gefürchteten Erscheinung machte. Wo der Gescheckte sich hören oder sehen ließ, da war auch die Durchlaucht in der Nähe, — und demgemäß empfing man ihn überall mit einer achtungsvollen Aufmerksamkeit, die er sehr selbstbewußt, mit schräg geneigtem Kopfe und nachlässigem Schwanzwedeln hinzunehmen verstand. Und eine, die den Landesherrn erst ebensolange näher kannte, wie Waldmann, blickte zu ihm mit gleicher ungetrübter Verehrung empor. Johanna Liebetreu war mit ihrem Vater schon zwei- oder dreimal an der Tafel im Schloß erschienen, wo sie sich zwischen den grauhaarigen Hof- und Standespersonen ausnahm wie eine zierliche, bescheidene Glockenblume zwischen Gold- und Silberastern. Waldmann begegnete ihr mit einer durch den Hinweis auf seine neuen Verpflichtungen begründeten gemäßigten Vertrautheit, die Ziegebein behandelte sie mit großmütterlicher Zärtlichkeit, und die alten Herren, einschließlich des Fürsten, vergaßen über ihrer Anmut fast Essen und Trinken.

Der Kabinettsminister von Müller fehlte an solchen Tagen bei der Tafel. Es war erklärlich, daß er sich jetzt seltener im Schlosse zu tun machte. Er hatte ja so viel zu arbeiten in diesen schweren Zeiten. Mit der Strenge der

Jahreszeit hatte die Not unter den kleinen Leuten erst wieder angefangen, sich recht fühlbar zu machen, — ganz wie es der Pastor Liebetreu vorhergesehen hatte. Die Bauern wußten, daß die Regierung das Wetter nicht macht, sie sahen, daß es in der Nachbarschaft vielfach noch übler stand, und murrten nicht eben, aber mit der quälenden Beharrlichkeit darbender Kinder blickten sie zu der Stelle auf, von der sie gewohnt waren, bevormundet und beraten zu werden. In den wenigen größeren Orten des Ländchens und vorab in der kleinen Residenzstadt löste der wirtschaftliche Druck das Ventil für einen Geist der Kritik, den der Kabinettsminister seit langem mit Schmerzen wachsen gesehen. Die plötzlichen, sprungweisen Eingriffe des Fürsten in die Geschäfte gaben den Unzufriedenen Anlaß, daran zu erinnern, wie gering die Bürgschaften gegen ein solches Eingreifen seien, wo es einmal im bösen Sinne geschehe; man verbreitete eifrig Beispiele solcher üblen Willkürherrschaft aus anderen Staaten und fragte sich, wie lange sie noch andauern dürfe. In Gesellschaften und Wirtshäusern wurden große Worte wieder lebendig von deutscher Einheit, Freiheit und Herrlichkeit, von frei gewählter Volksvertretung, vom kaum noch schlummernden Kaiser Rotbart im Kyffhäuser und vom völlig schlafenden „Deutschen Hund" zu Frankfurt. Mehr noch als sie zündete ein keckes Wort, das von Mund zu Munde lief, als Antwort auf eine Ansprache des Fürsten an eine Abordnung notleidender Handwerker: „In trüber Zeit ist Fassung gut," hatte er gesagt. „Fassung ist gut, Verfassung wäre besser," antwortete die Unzufriedenheit der Bürger. Man sang ein Lied mit diesem Kehrreim; es hieß, der Doktor juris Theobald von Müller, der Sohn des Kabinettsministers, habe es gedichtet und heimlich an seine Freunde in der Heimat geschickt . . .

Der Kabinettsminister tat seine Pflicht, ohne Familienrücksichten, er brachte schärfere Maßregeln wider den revolutionären Geist in Vorschlag, auf dessen Wachstum im Lande auch von dem verwandten Nachbarhofe aus bereits vertraulich hingewiesen werde. Aber davon wollte Franz Friedrich Ferdinand nichts wissen. „Lassen Sie doch den Leuten das bißchen Raisonieren, mein Lieber,“ meinte er. „Ich bin mit Ihrer Amtsführung zufrieden, und das muß Ihnen genügen. Nur nicht zu viel Maulzwang! Was meinen Sie, wenn der Fürst Metternich in Wien sich die bösen Reden zu Herzen nähme, die etliche Malcontenten über ihn umtragen, — der wäre ja schon längst tot! Und was meinen Vetter drüben angeht, — du lieber Gott, der soll doch still sein! Der mit seinem Roulette und Rouge ou Noir. Ehe ich mir von dem politische Ratschläge geben lasse, da frag' ich doch lieber meinen Waldmann.“

VII.

Einige Tage nach dieser Unterredung hatte der Fürst mit dem Waldmann einen längeren Spaziergang durch den Forst unternommen, der sich westlich bis an die letzten Häuser der Residenz erstreckte. Das war auch ein Vergnügen, an welchem Franz Friedrich Ferdinand erst seit Erwerbung des Gescheckten wieder Gefallen fand. Es machte ihm Spaß, im behaglichen Dahinschlendern die rastlose Geschäftigkeit des vierfüßigen Adjutanten zu beobachten, der immerfort mit der Nase am Boden vor ihm hertrabte, ab und zu mit erstaunlich schnellen und kräftigen Bewegungen der Vorderpfoten einem unterirdischen Lebewesen nachgrub oder sich vor lauter Lebenslust auf dem Boden wälzte, bis

sein buntes Fell ganz mit welken, feuchten Blättern beklebt war. Bisweilen verschwand der Dackel auch plötzlich waldein, um mit hellem Jagdlaut irgend einer Spur nachzujagen, einem mächtigen Instinkt folgend, der trotz seiner städtischen Abkunft und Erziehung in ihm fortlebte. Auch die landesherrliche Gewalt erwies sich diesem Instinkt gegenüber ziemlich machtlos, sie hatte es mit der Zeit nur zu einem gewissen modus vivendi gebracht: der Fürst wartete in langsamem Weiterschlendern, bis der vierfüßige Wilderer sich jappend und wedelnd wieder zu ihm gesellte, dann prügelte er ihn ein wenig, der Dackel gab Pfoten, schüttelte sich, und der Friede war bis zur nächsten Ausschreitung wiederhergestellt.

Diesmal blieb er länger aus, der Fürst wurde ungeduldig, er pfiff und rief umsonst. „Na warte, Kerl, wenn du wiederkommst!“ brummte er und wog mit unheildrohender Gebärde den Bambusstock in der Rechten. Da sah er zwischen dem dürren Gezweig einer Haselstaude plötzlich den wohlbekannten scheckigen Kopf auftauchen. Das Tier musterte ihn aufmerksam, schien aber nichts von Reue zu spüren.

„Hierher, Waldmann, du Racker!“ rief der Fürst. Der Hund knurrte und schüttelte ablehnend die Ohren.

In diesem Augenblick rief jenseits der Wegbiegung eine kräftige Männerstimme mehrmals: „Waldine!“ Der Hund horchte auf, sprang auf den Weg und trabte nach einem letzten verächtlichen Blick auf den Fürsten um die Ecke.

Der Fürst sah ihm sehr erregt nach. „Natürlich, Waldine,“ murmelte er. „Aber ganz dieselbe Färbung. Nur der Schwanz weiß statt schwarz. Da hätten wir ja das Pärchen!“

Nun wurde auch Waldinens Herr sichtbar: ein junger

Mann mit einer Brille, blondem Schnurrbart und langen blonden Haaren, in bürgerlicher, etwas künstlermäßig nachlässiger Kleidung, mit leichtem grauen Mantel und großem Schlapphut.

„Sieh da!“ rief der Fürst überrascht, „der Doktor Theobald von Müller! Nun, wie kommen wir denn auf einmal hierher? Gehört Ihnen der Hund da? Dann möchte ich Ihnen das Tier wohl abkaufen. Ich habe einen Rüden von demselben Schlage; möchte das Pärchen gern zusammen haben.“

Der junge Mann lächelte etwas gezwungen. „Die Geschwister gehören auch zusammen, Durchlaucht,“ erwiderte er. „Sie haben den Waldmann von — von Fräulein Johanna Liebetreu, nicht wahr?“

„Ja, ja,“ sagte der Fürst ungeduldig. „Also wie viel wollen Sie haben?“

„Kein Geld, Durchlaucht. Ich bin noch ziemlich versehen damit, — und seinen einzigen Weggenossen verkauft man nicht. Aber Sie sollen sie haben für eine Vergünstigung, die ich mir leider ausbitten muß: nämlich hier in meiner Heimat ungestört wohnen zu dürfen. Ich bin jetzt so ziemlich aus allen deutschen Vaterländern ausgewiesen. Wie Sie mich hier sehen, hat mich ein Gensdarm — übrigens ein ganz braver Kerl — im Namen Sr. Majestät von Preußen gestern bis an Ihre Grenze geliefert.“

Der Fürst betrachtete ihn mitleidig und nachdenklich. „Das ist ja aber eine traurige Geschichte mit Ihnen, mein Lieber,“ sagte er. „Sie machen Ihrem Landesvater wirklich keine Freude. Na, und von dem eigentlichen Vater will ich erst gar nicht reden. Warum müssen Sie denn aber auch immer diese politischen Gedichte machen? Ich bekümmere mich grundsätzlich nicht um die Liebhabereien

anderer Leute; dichten Sie meinetwegen, so viel Sie wollen. Aber muß es denn immer die Politik sein?! Sehen Sie 'mal, es gibt doch so viele andere Gegenstände; z. B. — na, sagen wir 'mal: Gott, Natur, Unsterblichkeit und Tugend. Da ist der Tiedge, — der hat ein ganzes Buch darüber gedichtet, meine Schwester las immerfort drin, 'n bißchen langweilig, — aber dafür hat ihn auch kein Mensch ausgewiesen. Und dann überhaupt, — das Dichten ist doch kein Lebenszweck. Sie sind doch ein ganz guter Jurist, — warum sind Sie nicht in meinen Staatsdienst getreten? Könnten jetzt schon Konsistorial-Assessor sein; der alte Wemmerlein will doch abgehen."

Der junge Dichter hob den Kopf mit einer stolz ablehnenden Gebärde. „So lange die Zustände so bleiben," rief er, „gehört die Kraft jedes fühlenden deutschen Mannes dem Vaterlande!"

„Na, ja," antwortete der Fürst befriedigt, „das sag' ich ja. Also dem Verwaltungsdienst gehören Sie. Kommen Sie doch morgen zu mir, dann besprechen wir das Nähere. Mit Ihrem Vater will ich schon reden."

Der Dichter streckte die Rechte mit schmerzlichem Blick gen Himmel. „O daß die Fürsten stets den Dienst ihrer Krone mit dem des Vaterlandes verwechseln!" rief er. „Des Vaterlandes, das ohne diesen Irrtum schon längst groß, frei, einig und mächtig dastände! Durchlaucht — Ihr Herz ist gut, ich weiß, was Sie an mir seit meiner Kindheit getan haben, und die Bauern erzählen davon, wie Sie für Ihre Untertanen gesorgt haben, in dieser trüben Zeit, — verzeihen Sie, wenn ich frei zu diesem Herzen spreche: seien Sie der erste unter Deutschlands Fürsten, der es wagt, die Krone der Selbstherrlichkeit freiwillig in die Hände seines Volkes zu legen, daß er sie aus

seinen Händen zurückempfange als eine Krone der freien Gesetzlichkeit! Ihr Land ist eines der kleinsten, — Ihr Name wird der größte werden in Deutschland, wenn er als der erste voranglänzt auf dem Wege der Versöhnung! Die Nation wird Sie segnen; Könige und Fürsten werden schamrot Ihrem Beispiel folgen, und diese Eichen, die jetzt im ersten Winterreif über Ihnen starren, werden ihr Frühlingslaub mit stolzer Freude rauschen lassen über einem freien Volke! Seien Sie der erste, der die Fesseln der Willkür ganz löst!"

Franz Friedrich Ferdinand lehnte an einem Eichstumpf. Er blickte den begeisterten Redner verwundert an, ohne ihn zu unterbrechen. „Hören Sie 'mal, mein Bester," begann er jetzt bedächtig, „ich habe Sie aussprechen lassen ... Sie sprechen ja recht gut . . . beinahe wie ein Gedicht, — und aus den Gedichten haben Sie das wohl auch meistens. Aber nun lassen Sie sich sagen: in praktischen Dingen sind Sie doch der reine Waisenknabe . . . Wie denken Sie sich das denn eigentlich? Abgesehen davon, daß ich auf meine alten Tage doch nicht mein Metier wechseln kann, — es ist nun 'mal das einzige, was ich gelernt habe, — — aber bilden Sie sich denn wirklich ein, daß in der Welt ein Hahn darnach krähen würde, wenn auch 'mal ein kleiner Fürst unter die Phantasten und Demokraten ginge? Du lieber Gott, — ich und ein Revolutionsheld! Die Heiterkeit möcht' ich sehen, die das bei dem alten Metternich in Wien machen würde . . . Sehen Sie sich doch 'mal die Staaten an, in denen das Volk durch die Landtage mitregiert . . . Da ist der Spektakel noch ärger . . . Überhaupt, was heißt das alles? Volk! Volk!! Wissen Sie, was das Volk hier zu Lande heuer braucht? Kartoffeln braucht's, Schwarzbrot und Viehfutter. Meinen Sie, daß das so billig ist? Ihr

armer alter Vater rackert sich ab, um fürs Nötigste zu sorgen ... und Sie ... füttern Sie doch 'mal mit Ihren Poesien eine Sau, ob die davon fett wird!"

Der Dichter lächelte bitter. „Es ist immer dasselbe Echo," sagte er. „Verzeihen Durchlaucht meine Dummheit, daß ich zu einem Fürsten von Freiheit sprach! Ich —"

„Seien Sie ganz still," unterbrach ihn der Fürst ärgerlich und schlug nach seinem Hunde, der sich indes wieder eingefunden hatte und mit Waldine ein feierliches Wiedersehen beging. „Wir haben jetzt genug von diesen Sottisen! ... Werden Sie älter, mein Bester! ... Und was Ihre persönliche Freiheit angeht: meinethalben halten Sie sich in meinen Staaten auf, bis Sie schwarz werden. Ich habe noch keinen Demokraten ausgewiesen. Nur bitte ich mir aus: keine solchen öffentlichen Reden in meiner Residenz! Mir wär's gleich, ... aber ich wünsche, daß Sie Ihren braven Vater schonen ... Ich will keine tragischen Familienszenen vor meinem Fenster haben, verstehen Sie! Also die Residenz verbiete ich Ihnen; im übrigen treiben Sie, was Sie wollen ... Und den Hund da behalten Sie nur, wenn Sie ihn mir nicht verkaufen wollen ... für meinen landesherrlichen Schutz lass' ich mich nicht mit einem Hunde bezahlen, und wenn er schwefelgelb mit himmelblauen Ohren wäre ... Behalten Sie ihn, Sie können noch 'was lernen von dem krummbeinigen Vieh! Adieu, mein Herr Dichter ... allons, Waldmann!"

Damit wandte er sich ab und schritt hastig weiter. Waldmann folgte ihm nach einem letzten entsagungsvollen Blick auf Waldine.

VIII.

Der November hatte Abschied genommen — mit dem verdrießlichsten Gesicht, das diesem verdrießlichsten aller Monate möglich ist. Es war schlecht Wetter überall draußen, — und auch drinnen im Residenzschlosse. Franz Friedrich Ferdinand mußte sein Reich seit vierzehn Tagen vom Zimmer aus regieren; in seinem Lehnstuhl, das rheumatische rechte Bein dick mit Watte umwickelt, saß er vor dem Kamin, seufzte, stöhnte, und bei unvorsichtigen Bewegungen fluchte er sogar stärker, als es sich für einen christlichen Fürsten schickt. Aber fast mehr noch als Rheuma und Hexenschuß quälte ihn ein stiller Gram, den er damals von der Begegnung mit der gescheckten Waldine heimgebracht. Vergebens wandte Waldmann alle seine Künste auf, um das Antlitz des Gebieters zu entwölken; — in den Augen des Fürsten waren alle Reize des merkwürdigen Dackels doch nur noch etwas Halbes . . . Diesen Kummer vermochte auch die Ziegebein mit aller Gesprächigkeit und fast mütterlicher Fürsorge nicht zu bannen. Die ärgerliche Laune des Fürsten blieb, sie verschonte nicht einmal die treue Freundin, und es war der Ziegebein zu verzeihen, daß sie allmählich in ihren Ansichten über die gescheckten Dackel dem Major Böllermann ziemlich nahe kam. Sie war sonst eine Tierfreundin; aber wenn es nach ihrem stillen Wunsche gegangen wäre, so wären Waldmann und Waldine schnell und geräuschlos aus dieser Zeitlichkeit geschieden.

Auch der Kabinettsminister ging still und gedrückt umher. Er hatte die Weisung des Fürsten, daß dem Doktor Theobald von Müller der Aufenthalt im Fürstentum außerhalb der Residenz ohne Einschränkung zu gewähren sei, mit dienstlicher Verbeugung schweigend hingenommen. Der Doktor selbst gab keinen Anlaß zu polizeilichen Eingriffen.

Er hatte sich in einem Bauernhause unfern von Klein-Breibach eingemietet, wo er anscheinend ganz seinen poetischen Beschäftigungen lebte; eine auswärtige Verlagshandlung hatte von ihm ein Drama angezeigt: „Der Sturz der Tarquinier." Ehe das Buch vorlag, ließ sich nicht wohl ermessen, ob die dramatische Schilderung einer Revolution aus dem Jahre 510 vor Christus noch geeignet war, die Grundfesten der heiligen Allianz zu erschüttern. Aber der Kabinettsminister mußte mit Verdruß und Besorgnis gewahren, daß sein Sohn ganz ohne eigenes Zutun mehr und mehr zum Märtyrerhelden der unzufriedenen Bürgerkreise wurde. Sein Bildnis hing bereits in mehreren Häusern neben, ja über dem des Fürsten, und die jungen Damen aßen mit Leidenschaft Mandeln, nur um in die Lage zu kommen, sich seine Gedichtsammlung „Lieder eines Halberwachten" als Vielliebchen zu erwerben. Übrigens hatte sich die revolutionäre Stimmung unter den Bürgern scheinbar gemäßigt; die süße Sorge, den Weihnachtstisch aufzubauen, ließ einstweilen den höheren Gedanken an den Aufbau der deutschen Einheit und Freiheit zurücktreten. Aber der Kabinettsminister von Müller hatte die Finanzen des Staates und seine eigenen lange genug gelenkt, um zu wissen, daß diese friedlichere Stimmung mit den Neujahrsrechnungen abbrechen und einer verstärkten Neigung zum Raisonieren Platz machen werde.

Zu all diesen Staatssorgen kam nur noch, ungefähr drei Wochen nach der Ankunft des Doktors von Müller im Lande, eine private Nachricht von unbekannter Hand, die den Kabinettsminister nach einer Stunde schmerzlichen Grübelns veranlaßte, ganz allein und zu Fuß, zwischen Tag und Dunkel, das so lange von ihm gemiedene Pfarrhaus in Klein-Breibach aufzusuchen.

Auch dort war das schlechte Wetter durch die Mauern in das Herz der Menschen gedrungen. Johanna war sehr still geworden, die Blässe ihrer Wangen und zuweilen eine gewisse verräterische Rötung der Augenlider fingen an, selbst ihrem Vater aufzufallen, wenn er von seinen mühevollen Pflicht- und Liebesgängen heimkehrte. Noch andere Sorgen drückten ihn. Als der Kabinettsminister zu ihm in sein Studierzimmer trat, saß er eben daran, beim dürftigen Scheine seiner Öllampe eine Predigt auszuarbeiten über den Text des Propheten Joël, Kapitel 1, am neunten: „Das Speisopfer und Trankopfer ist vom Tische des Herrn weg; und die Priester, des Herrn Diener, trauern."

Sehr überrascht blickte der Pastor von diesem trübseligen Text auf, als er seinen Besucher erkannte.

„Sie haben mich wohl nicht erwartet, Herr Pastor?" fragte der Minister.

„Nun," erwiderte der Pastor, „die Wahrheit zu gestehen, — es ist mir in der Tat eine überraschende Ehre. Nach den betrübenden Erklärungen, die Eure Exzellenz mir bei unserem letzten Zusammentreffen gaben, — Erklärungen, die ich nicht ohne Widerspruch anhören durfte —"

„Auf die ich aber leider zurückgreifen muß," fiel der Minister ein. „Sie kennen meine Ansichten über den Einfluß, dem mein Sohn leider in einem von Ihnen ihm empfohlenen Hause unterlegen ist. Die Wege meines Sohnes haben sich infolge dieser Einflüsse von den meinigen völlig geschieden. Er ist großjährig und Herr seiner Handlungen. Aber so lange ich lebe, bin ich das Haupt des Hauses von Müller, und als solches fühle ich mich veranlaßt, Ihnen zu erklären, daß eine etwa beabsichtigte Verbindung zwischen meinem Sohne und einem Gliede Ihrer Familie meine Zustimmung nicht finden wird."

Das Gesicht des Pfarrherrn verfärbte sich. „Ich bitte Eure Exzellenz um Aufklärung, welche mir durchaus unbekannten Umstände Sie zu dieser Aussage veranlassen,“ erwiderte er.

Der Minister lächelte ironisch. „Die Aufklärung sollen Sie haben, Herr Pastor. Man hat Ihr Fräulein Tochter in Ihrem Garten mit dem Herrn Doktor von Müller beisammen stehen sehen, in einer Vertraulichkeit, und zu einer Zeit, welche meine Befürchtung rechtfertigen. Der Herr Doktor hat die junge Dame hier in Ihrem Hause besucht und steht mit ihr in Briefwechsel. Dies sind die Umstände, die mir von dritter Hand mitgeteilt worden sind. Nehmen wir an, daß sie Ihnen unbekannt waren.“

Der Pastor richtete sich auf. Seine sonst so milde Stimme klang hart und fast drohend: „Zu dieser Annahme,“ antwortete er, „sind Exzellenz wohl verpflichtet, nachdem ich es Ihnen vorhin bereits versichert habe . . . Wenn meine Tochter zugegen wäre, würde ich sie in Ihrer Gegenwart befragen. Aber ich kann als Diener am Wort verlangen, daß Exzellenz mir ohne weiteres glauben, daß ich um diese Dinge nicht wußte und daß ich, was daran wahr ist, nicht billige. Nach dem Verhalten Eurer Exzellenz kann auch ich eine Familienverbindung zwischen uns nicht freudig begrüßen. Wenn Exzellenz mir sonst noch etwas mitzuteilen haben —“

Der Kabinettsminister verneinte stumm.

„So gestatten Exzellenz . . .“ fuhr der Pastor fort, „daß ich Ihnen auf den Flur leuchte . . .“

Als der Pastor in sein Studierzimmer zurückkehrte, stürzte ihm Johanna weinend in die Arme. Die Tür nach dem Wohnzimmer stand offen.

Der Pastor löste sich sanft aus der Umarmung seiner

Tochter. „Ich glaubte, du seiest aus," sagte er leise, mit einer mühsamen Ruhe. „Du hast also gehört, was jener harte Mann sprach. Unter allen Sorgen, die der Herr mir nach seiner Weisheit aufgeladen hat, war eine niemals: die Angst um die Tugend meines Kindes. Muß ich sie jetzt fühlen?"

„Vater!" Sie sagte nur dies eine Wort. Ihr Antlitz glühte, aber ihre Augen begegneten seinem Blicke fest und offen.

„Es ist gut, mein Kind," antwortete er. „Auch hätte ich es dem jungen Manne nicht zugetraut. Aber wir stehen alle in der Knechtschaft des Fleisches. Nun sage mir: wann ist er denn hier in meinem Hause bei dir gewesen?"

„Niemals, Vater," schluchzte sie. „Das ist eine Lüge, eine böse Lüge ... Auf der Straße hat er mich angesprochen, — zweimal; und die Briefe, die er mir zugeschickt hat, kannst du alle sehen, es sind lauter Gedichte ... und es steht immer nur das eine darin, was er mir auch gleich gesagt hat: daß er ... daß er mich liebe und mich heimführen möchte ... aber erst dann dürfe er um mich anhalten, wenn die Ketten der Freiheit gefallen seien. So lange gehöre er nur dem Vaterlande ... und ich solle ihm nur sagen, ob ich ihn auch lieb habe? Und da habe ich ihm Ja sagen müssen, denn ich weiß es ja jetzt, daß ich ihn schon damals lieb gehabt habe, noch ehe wir uns die zwei Dackel aussuchten, damit sie nicht ertränkt würden, er den mit dem weißen Schwanz und ich den mit dem schwarzen. Ach, und er ist ja so gut und edel! Und auch mit dem Grolle seines Vaters wider ihn und wider uns werde es dann von selbst ein Ende nehmen; denn alles Niedrige werde sich lösen im Sonnenglanz der Freiheit ... Und bis dahin wolle er nur mein Wort ... und als ich ihm

das gegeben habe . . . vorigen Dienstag hinterm Haus, an der Stachelbeerenhecke, er stand draußen und ich innen . . . da hat er mir einen . . . einen Kuß gegeben, und der verbinde uns auf ewig; und seitdem habe ich ihn nicht mehr gesprochen, nur Gedichte hat er mir noch zweimal geschickt, durch den Gänsejungen . . .“ Ihre Stimme erstarb in Tränen. Der Vater streichelte ihr die Locken.

„Nun, nun, mein Kind,“ sagte er, „beruhige dich nur . . . der Herr prüfet alle, die ihn lieb haben . . . komm', setze dich zu mir. Siehst du, wir müssen nun vernünftig sprechen.“

IX.

Sehr vernünftig und liebevoll hatte der Vater sich mit ihr besprochen. Sie hatte es auch alles ganz gut begriffen: daß Theobald ja selbst einsehe, wie lange sie noch warten müßten; daß es für sie selbst, für ihren Vater und auch für Theobald am besten sei, wenn sie inzwischen möglichst wenig an die Sache denke, ihm und sogar seinen Gedichten aus dem Wege gehe, — sie hatte es alles verstanden und unter Tränen genickt, als der Vater sie zum Schluß auf den Höchsten verwies, der alles zu unserem Besten lenkt. Aber als sie dann allein in ihrem Stübchen saß, ward ihr erst recht elend und todestraurig zu Mute. Ihr kleines Lämpchen flackerte in der Zugluft, die durch die schlechtgefügten Fenster eindrang; draußen klatschte der Schlackerregen an die Scheiben; es war ein sehr finsterer Abend. Ein Vers aus einem Gedicht Goethes fiel ihr ein, das Theobald ihr vor Jahren einmal vorgelesen hatte: „Die Nacht schuf tausend Ungeheuer“; sie hatte ihn gedankenlos behalten, nun empfand sie ihn. Bei jedem neuen Geräusch zuckte sie

zusammen wie vor etwas Ungeahntem, Schrecklichem, und sie fühlte sich so einsam, daß sie auf ihr Tuch biß, um nicht laut aufzuschreien.

Nun fuhr draußen ein Wagen vor, sehr rasch; sie sah den Widerschein der hellen Laterne und hörte die erstaunt-freundliche Stimme ihres Vaters, dann eine helle Frauenstimme, deren Klang sie so wärmend berührte, wie ein Licht in dunkler Nacht; sie hörte Schritte auf der knarrenden Treppe, und im nächsten Augenblick flog sie dem Fräulein von Ziegebein entgegen.

„O gnädiges Fräulein, ich — ich bin sehr unglücklich!“ rief sie, mit beiden Händen die Rechte der Eintretenden umklammernd.

„Na, na, Kleine,“ sagte das Hoffräulein, „was ist denn das mit uns? So rote Äuglein? Taugt nichts, sind zu schade dazu. Werden auch sonst noch genug zu weinen bekommen, bis du 'mal so alt bist wie ich. Nun, ich gebe sonst nichts auf Ahnungen, aber diesmal war's ja wohl gut, daß ich durchaus 'mal sehen wollte, was unsere kleine Pastorenmaus eigentlich anfängt. So . . . jetzt setzen wir uns hübsch dahin . . . so, siehst du, Herzchen? — und nun beichte mir 'mal.“

Aglaja von Ziegebein hatte in ihrem Leben schon von allerlei Leuten Beichte gehört; selten von einer solchen Unschuld. Bisweilen lächelte sie sehr deutlich, und es gelang ihr nur mit Mühe, eine ihrer beliebten ironischen Bemerkungen zu opfern. Aber sie hatte in ihrer langen Laufbahn als Gewissensrätin auch das Trösten gelernt; und als sie mit ihrem Zuspruch zu Ende war, hatte sie auf die zarten Wangen des Beichtkindes wieder eine gesunde Röte und sogar ein ganz schüchternes Lächeln gezaubert.

„Nun, siehst du, Herzchen? es wird noch alles gut. —

Aber was ich sagen wollte: hast du denn wohl einen Verdacht, wer den Kuß für die Ewigkeit belauscht haben könnte?"

Johanna schüttelte den Kopf. „Doch, ja," sagte sie plötzlich, „da fällt mir ein, — der Herr Rentmeister von drüben, der wartete ja damals in Vaters Zimmer auf ihn; und als ich hereinkam, war er schon weg, es hatte ihm zu lange gedauert, und unsere Magd sagte mir hernach, sie habe ihm auf den Flur leuchten müssen, weil er zuerst fehlgegangen sei, nach dem Garten zu. Und ... und wissen Sie, ich traue ihm beinahe zu, daß er da gelauscht hat; denn ich glaube, er ist kein guter Mann, — als ich damals seine Tochter besuchte, und hernach, als ich ihm 'mal begegnete, führte er so sonderbare Reden ..."

„Du bist doch nicht noch 'mal dort gewesen, Kind?"

„Ach nein ... Sie hatten mich ja damals gewarnt ... und ich bin Ihnen sehr dankbar dafür ... die Leute haben jetzt so etwas Seltsames ..."

„Na gut, Kind," sagte die Hofdame. „Ich gehe jetzt zu deinem Vater, und du bist wohl so gut und braust mir in der Küche einen Tee? Das bringt dich auch auf andere Gedanken." —

„Das ist eine tolle Geschichte, lieber Herr Pastor," sagte die Ziegebein, nachdem sie sich es auf dem Schreibsessel bequem gemacht.

Der Pastor Liebetreu seufzte tief. „Sie ahnen vielleicht am meisten, meine Gnädige, wie weh mir dabei zu Mute ist. Die Seele meines Kindes war mir wie ein klarer ungetrübter See; nun hat auch sie der Sturmwind der Leidenschaften erfaßt und aufgewühlt. Aber der Herr, der die Herzen der Menschen lenket wie Wasserbäche ..."

„Ja, ja," unterbrach die Ziegebein. „Aber es ist noch etwas anderes dabei. Haben Sie eine Ahnung davon,

wer die Kleine bei der alten Exzellenz verklatscht hat? Ich bin jetzt ziemlich überzeugt davon, daß es der Lump, der Rentmeister von drüben, gewesen ist. Aber ob er es aus eigenem Antrieb besorgt hat?“

Der Pastor neigte betrübt das Haupt. „Ich wollte, ich könnte Ihrer Ansicht über diesen Mann mit besserer Überzeugung widersprechen. Wir sind verpflichtet, von unseren Mitmenschen das beste anzunehmen. Aber die Haltung dieses Mannes verwirrt mich sehr . . . Die Bauern drüben reden Übles von ihm und von seinem Hause, es ist mir lieb, daß mein Kind den Umgang mit seiner Tochter abgebrochen hat. Ja, ich selbst muß fürchten, daß er einer von jenen Leuten ist, von denen ein altes Predigtwort sagt: ihre Mienen sind süß, aber ihr Herz ist wie Sauerkraut . . . Ich bin ja auch mit einem Teile meiner weltlichen Sorgen von ihm abhängig. Meine Pfarrkinder sind in diesem Jahre der Not unvermögend, mir mein Deputat zu entrichten; Sie wissen, für den diesseitigen Teil hat mir unseres Fürsten Durchlaucht baren Ersatz aus der Staatskasse zahlen lassen, . . . ich gestehe, daß ich damit nicht haushälterisch umgegangen bin: es kommen soviele Arme und Dürftige heuer . . . und ich hoffte ja auf eine gleiche Gnade von dem Landesherrn drüben. Ich habe mich deshalb auch durch den Rentmeister in Erinnerung zu bringen gewagt . . . aber der Mann wich mir lange aus, und nun gibt er mir einen sonderbaren Rat: ich solle mich persönlich bei des Fürsten Egon Alexander Durchlaucht drüben auf dem Jagdschloß Luisenlust vorstellen, in Begleitung meiner Tochter. Der Fürst habe gehört, daß sie bei uns am Hofe präsentiert worden sei, und wünsche sehr, sie auch bei sich zu sehen. Im Laufe eines nicht zu kurz bemessenen Aufenthalts — dies sind des Mannes eigene Worte —

werde es mir gewiß gelingen, den Fürsten von meinen Ansprüchen zu überzeugen. Was soll ich davon denken? Es verwirrt mich sehr. Der Prophet Joël sagt . . .“

„Lieber Herr Pastor,“ rief die Ziegebein aufspringend, „wenn Sie in dieser Sache den Propheten Joël fragen, da kommen Sie freilich nicht weiter. Da fragen Sie lieber den Propheten Lessing, der hat es ganz genau vorhergesagt. Soll ich Ihnen die ‚Emilia Galotti‘ herüberholen, oder wissen Sie noch ungefähr, was drin steht?“

Der Pastor sah sie erschrocken an. Er hob die Hände wie zur Abwehr, dann ließ er sie vor dem festen Blicke der alten Dame wieder sinken und sagte leise: „Ich schäme mich tief, es bekennen zu müssen, — aber ich muß gestehen, daß auch mir vorhin schon ein ähnlicher Argwohn aufgestiegen ist.“

„Ach was, Argwohn,“ rief die Ziegebein entrüstet, „sagen Sie nur ruhig Gewißheit. Danken Sie nur Gott, daß die Kleine nichts davon weiß. Die Geschichte ist ja so klar wie Scheidewasser. Es paßt alles, — nun haben wir auch die Ursache, weshalb der Schuft die beiden Unschuldslämmer bei der Exzellenz verpetzt hat. Wissen Sie, mein lieber Herr Pastor, — Ihre Gewissenhaftigkeit in allen Ehren, aber wer von gewissen Leuten nicht schlecht denkt, der soll überhaupt aufs Denken verzichten. Es ist alles ganz in Ordnung, und wenn Sie die Emilia Galotti noch 'mal lesen, so dürfen Sie das Schloß — wie heißt es gleich? — na — Dosalo — — — das dürfen Sie dreist Luisenlust aussprechen. Lieber Gott, sind Sie denn all die Zeit über so vollkommen in Ihren alten Heuschreckenpropheten eingegraben gewesen, daß Sie nicht 'mal wissen, was ein Aufenthalt in diesem sauberen Jagdschloß für den Ruf eines Mädchens bedeutet?“

Der Pastor sah sie noch immer entsetzt an. Er faltete die Hände, und überwältigt von den Erlebnissen dieses Abends, brach er plötzlich in lautes Weinen aus.

„Na, das fehlte noch!" brummte die Ziegebein, die auf der Welt nichts Schrecklicheres kannte als Männertränen. „Bilden Sie sich nur nicht ein, daß ich mich jetzt zu Ihnen setze und an Ihnen herumstrakele, wie vorhin an der Kleinen. Überdies . . . ich darf die armen Gäule draußen nicht länger in dem Wetter warten lassen . . . und ich habe Hunger. Also kurz und gut: heute Nacht behalten Sie mich hier, die Durchlaucht wird auch ohne mich fertig, sie hat ja jetzt den Kalbshund. Und morgen nehme ich die Kleine mit ins Schloß. Wir können 'was Junges, Lebendiges brauchen. Da ist sie sicher vor dem demokratischen Tugendbold und vor dem . . . vor der Luisenlusterei. Na, nun sehen Sie mich nur nicht so entgeistert an! Ach was, Dank braucht's da gar nicht . . . Sie ahnen ja nicht, was mir das schließlich für einen Spaß macht. Mir ist allerlei quer gegangen in meinem Leben, — aber daß ich dem blassen durchlauchtigsten Sünder da drüben nochmal als Gräfin Orsina durch die Parade fahren darf, das entschädigt mich für vieles! — Und jetzt will ich 'mal wieder nach der Kleinen sehen."

X.

Der Kabinettsminister von Müller hatte sich in seinem politischen Kalender nicht verrechnet. Mit Anbruch des neuen Jahres war ein reißendes Wachstum der Unzufriedenheit eingetreten, in dem kleinen deutschen Taschenstaat so gut, wie in der ganzen Welt. Immer lebhafter und ungezwungener gab die Stimmung der Residenzbürger

Antwort auf die großen Weckrufe, welche die Zeitungen von draußen aus den Parteikämpfen fremder Völker, aus Büchern und Gedichten mehr oder minder landflüchtiger deutscher Denker und selbst schon aus den sorgsam ausgelesenen landständischen Volksvertretungen einzelner Bundesstaaten hereinwehten. Bereits ergriff die Bewegung das zartere Geschlecht. Frauen und Jungfrauen der Residenzstadt stifteten dem Ressource-Gesangverein eine Fahne, deren Purpurseide so lebhaft in schwarzer und gelber Stickerei verbrämt war, daß jeder Heraldiker sie auf den ersten Blick als ein schwarz-rot-goldenes Banner ansprechen mußte, und der Dichter Theobald von Müller, welcher sich neuerdings wieder mit seiner Lyrik ganz in den Dienst des Vaterlandes gestellt hatte, übersandte dazu ein „Weihelied“ mit dem Anfang:

„Das Eis zerschmilzt, der Winter flieht,
Der Völkerfrühling naht mit Brausen!“

Einstweilen war der Winter noch da mit vielem Schnee und Eis. Nur im Schlosse war es eitel Frühling, und der Genius dieses Frühlings hieß Johanna Liebetreu. Vor ihrer sonnigen Anmut wagten sich die politischen Sorgen gar nicht ins Schloß. Der Fürst ließ seinen Kabinettsminister regieren, er selbst war nur noch vergnügter Hausvater. Seine ganze spät erwachte Tatenlust erschöpfte sich jetzt in unzähligen Aufmerksamkeiten für den neuen Gast und für die Ziegebein, die ihn ins Haus gebracht. Ihr Einfall, sich eine junge Gesellschafterin beizulegen — mehr wußte er über die Ursache von Johannas Einzug nicht — erschien ihm bei weitem als die glücklichste Erfindung des Jahrhunderts. Es war nicht das erstemal in der Geschichte des alten Dynastenschlosses, daß sich diese ganze kleine Welt,

anstatt um die fürstliche Sonne, um einen schönen jungen Planeten drehte. Aber noch niemals hatte es einen Günstling gesehen, dessen Bahn so frei von jedem Wölkchen des Neides blieb. Johanna war einfach der Liebling aller ... wenn sie bei den abendlichen Domino-Partien die Stelle des Kabinettsministers vertrat, vergaß sogar der Major Böllermann einzuschlafen, und er brachte es über sich, den gescheckten Dackel als einen „ordnungsmäßigen christlichen Hund“ zu betrachten, nur weil er doch eigentlich ihr Hund war ... Dieses edle Tier saß dabei auf einem Plüschschemel zwischen dem Fürsten und Johanna, sie streichelte es, und er streichelte es; manchmal streichelte er auch mit seiner großen breitfingrigen Hand ihr weiches Händchen und blickte sie dazu zärtlich-nachdenklich an. Sie nahm dergleichen von ihm unbefangen hin, es war ihr nicht anders, als ob es ihr Vater wäre. Er war ja auch ihr Landesvater, sie war von klein auf erzogen, ihn mit kindlicher Liebe zu verehren, und ihr warmes Herz war voll Dankbarkeit für ihn ...

Sie war ernster geworden, als da er sie zuerst gesehen. Es lag ein Zug von träumerischem Sinnen über ihrem Wesen, der es noch verschönte. Manchmal aber brach doch die ganze kindliche Fröhlichkeit siegreich durch. Wenn sie mit dem gescheckten Dackel allein war, faßte sie ihn wohl einmal bei den schön geschwungenen Vorderpfoten und tanzte mit ihm herum, oder sie ließ ihn ihren Schuh apportieren und versuchte ihm wieder beizubringen, wie man den schönen Mann macht. Und wenn es dem Fürsten glückte, sie bei solchen Spielen unvermerkt zu beobachten, so kam eine Freude über ihn, in der er sogar den Kummer über Waldinens Verlust ganz vergaß.

Fräulein von Ziegebein freute sich der behaglichen

Stimmung im Hause, sie ließ jeden sich nach seiner Weise vergnügen und wandte ihre Aufmerksamkeit nach außen. Seit einiger Zeit machte sie sich viel auf dem Observatorium zu schaffen. Sie verschmähte jetzt auch das Fernrohr nicht mehr, bisweilen stand sie Viertelstunden lang davor und beobachtete die Breibacher Gegend mit der Sorgfalt eines rekognoszierenden Feldherrn.

Eines Morgens, gegen Ende Februar, kam sie ziemlich eilfertig von ihrem Aufsichtsposten in ihre Gemächer zurück. Johanna saß am Klavier. „Das ist mir lieb, Kind, daß ich dich gleich treffe," sagte die alte Dame. „Hör' 'mal, heute bleibst du mir den Tag über hübsch auf dem Zimmer. Es kommt Besuch für Seine Durchlaucht; da ist unsereins nicht nötig. Laß nur das Üben jetzt. Ich komme gleich zurück." Damit verließ sie das junge Mädchen. Drunten auf dem großen Korridor begegnete ihr der Fürst mit seinem Hunde. „Ich komme eben von der Kleinen," sagte sie, „sie ist nicht ganz wohl, — es wird besser sein, wenn sie sich heute zurückhält." Der Fürst sah sie bestürzt an. „Es wird doch nichts Schlimmes sein? Lassen Sie nur sogleich den Leibarzt rufen." „Das fehlte noch," antwortete die Ziegebein. „Für diesen Fall bin ich Leibarzt genug, ich werde mich zu ihr halten, und ich versichere Durchlaucht, daß die Kleine unter meiner Pflege so gut aufgehoben ist wie ein Küchen im Nest. Beiläufig, — Durchlaucht bekommen allerhöchsten Besuch. Der Schlitten Seiner Durchlaucht von drüben hat vorhin die Grenze passiert, in fünf Minuten spätestens ist er hier." „Auch das noch!" brummte der Fürst verdrießlich, pfiff dem Waldmann und machte Kehrt.

Die Ziegebein lächelte zufrieden und begab sich wieder in die höheren Regionen. Aus einem Gangfenster lugte sie verstohlen auf den Schloßhof. Draußen scholl Wacheruf

und Kommando, aus dem dreispännigen vergoldeten Schlitten stieg eine lange hagere Gestalt in Zivil, fast übertrieben sorgfältig gekleidet, auf der Brust des gesteppten schwarzen Rockes schimmerte unter dem zurückgeklappten Pelzmantel ein Ordensstern von ungeheurer Größe vor. Das Gesicht, fast ganz bartlos, war noch ziemlich jugendlich und hübsch, aber verlebt und durch einen häßlichen Zug einstudierter weibischer Liebenswürdigkeit entstellt. „Aha, jetzt tritt unsere Durchlaucht aus dem Portal!" murmelte die Ziegebein. „Nun seh' einer, wie der sündhafte Geck die Arme nach dem guten Onkel ausstreckt! Nicht 'mal schauspielern kann er ordentlich. Max Piccolomini, gespielt von Franz Moor." Aus dem Portal erscholl wütendes Hundegekläff. Die Ziegebein lächelte. „Der scheckige Vizekönig muß natürlich mit dabei sein. Wenn ich doch sehen könnte, wie er den Kerl in die Waden beißt." Dann wandte sie sich um und ging in ihr Wohnzimmer. „So, Kind, da wären wir. Weißt du was, nun setzen wir uns hier behaglich auf das kleine Sofa, ich sticke, und du liesest mir etwas vor. Was nur gleich?" Sie suchte an ihrem Bücherschrank. „Hermann und Dorothea, — ach nein. 'n bißchen zu idyllisch für diesmal. Hier, — Reineke Fuchs. Wie Hinz der Kater nach Mäusen ging und dabei hereinfiel."

XI.

Der allerhöchste Besuch war von kurzer Dauer gewesen. Eine kleine Stunde hatten die Fürsten unter vier Augen miteinander verhandelt. Dann war Egon Alexander sogleich wieder abgefahren. Franz Friedrich Ferdinand hatte sich in seine Gemächer zurückgezogen, um mit dem Kabinettsminister bis zur Tafel zu arbeiten.

„Hör' 'mal, Mäuschen, du bist wohl so gut und speisest heute allein hier oben," sagte die Ziegebein. „Ich habe dich nämlich für heute krank gemeldet, damit wir dem Gala-Besuch aus dem Wege gingen. — Und nun ist er schon fort," setzte sie verdrießlich hinzu und verließ ihren Schützling sogleich, denn sie ärgerte sich über sich selbst, weil Johanna sie so verwundert über ihre Notlüge ansah.

Einigen Trost gewährte es ihr, daß, wie der Fürst und die übrigen Tischgenossen, auch der Kabinettsminister sich so herzlich nach dem Befinden ihrer jungen Freundin erkundigte. Selbst er hatte dem Liebreiz des Mädchens, das ihm stets so freundlich und bescheiden offen begegnete, nicht widerstehen können, so starr er auch an seinem Vorurteil gegen ihren Vater festhielt.

Man freute sich über die gute Auskunft, welche die Ziegebein mit vieler Gewandtheit vortrug. Im übrigen war die Stimmung bei der Tafel gespannt und unbehaglich unter dem Druck der inhaltschweren Nachrichten, die sich zugleich mit dem fürstlichen Morgenbesuch eingestellt hatten: Revolution in Paris; Straßenkämpfe; Abdankung und Flucht des Königs; Ausrufung der Republik — der Dampfkessel, dessen Manometer der Kundige schon so lange auf Überdruck gedeutet hatte, war plötzlich gesprungen . . .

Keiner wollte davon vor dem Fürsten anfangen, und keiner wußte von etwas anderem zu reden. Der Major Böllermann stocherte trübselig auf seinem Teller herum, das eine Ende seines grauen Schnurrbarts hing nieder wie eine Trauerweide.

„Na, was fehlt Ihnen denn, mein Lieber?" fragte der Fürst. „Sie sehen ja aus, als ob es Ihnen nie wieder schmecken wollte."

Der alte Haudegen sah ihn kummervoll an. „Verzeihen

Durchlaucht," sagte er, „es hat mir auch allen Appetit genommen ... eine solche Schande! Diese Armee, — in Paris allein dreißigtausend, — und dann vor einem paar Dutzend Barrikaden elend zu kapitulieren ...! Die Kerls gehören ja noch am jüngsten Tage vor ein Kriegsgericht. Eine solche Felonie!"

Der Fürst leerte hastig sein Glas zur Hälfte. „Ach was," antwortete er, „dieser Ludwig Philipp, — er war ja selber ein Felon. Wie gewonnen, so zerronnen ... Ich gebe sonst nicht viel auf die Weltgeschichte, aber dies ist lehrreich ... Da fragen Sie 'mal Ihre Nachbarin, wir beide haben ihn ja noch gesehen, wie er das erstemal landflüchtig war, — erinnern Sie sich, liebe Aglaja? Damals gab er französischen Unterricht, der Herr Philipp Egalité junior, um sich und seine Schwestern zu ernähren ... Ganz brav, kann man ja gar nichts gegen sagen ... Aber seit er sich anno 1830 den Thron gestohlen, war er bei mir fertig ... Na, er hat sich was verdient dabei ... Börsenspekulation ... das paßt dazu ... ist ja auch so eine Art Spielbank ... Und so weiter ... Auf Ihr Wohl, mein lieber Major, und das aller ehrlichen Soldaten!"

Der Major tat gerührt Bescheid und aß mit einigem Appetit weiter. Der Kabinettsminister betrachtete den Fürsten besorgt. So deutlich hatten sich Durchlaucht noch nie an offener Tafel über einen Monarchen geäußert ... es klang geradezu despektierlich. Auch die Ziegebein war verwundert. „Der hat 'was," dachte sie, „und ich bekomme es auch noch heraus. Er soll mir beichten."

Der Fürst schien ihrem Wunsche entgegenkommen zu wollen. „Wollen Sie mir nachher auf ein Dämmerstündchen das Vergnügen machen?" fragte er beim Nachtisch. „Wir haben uns so lange nicht mehr ausgeplaudert." — — —

„Ist es Ihnen auch bequem so, liebe Freundin?“ fragte der Fürst, als sie in der Dämmerung vor dem Kamin saßen; zwischen ihren Sesseln lag Waldmann, schneckenhaft zusammengerollt, mit der Schnauze zwischen den Hinterbeinen. „Darf ich weiterrauchen?“

„Danke sehr, Durchlaucht,“ lachte die alte Dame. „Sie sind ja heute von einer bestrickenden Liebenswürdigkeit. Bitte, rauchen Sie nur . . . Na, sagen Sie 'mal, das war ja ein kurzer Schmerz heute morgen!“

Der Fürst nickte und strich die Asche von seiner Zigarre. „Ich glaube, er wollte eigentlich zur Tafel bleiben. Aber als er so im Vorbeigehen hörte, daß wir ganz unter uns Herren sein würden, wurde es ihm leid . . . Na, und dann hatte ihm vielleicht auch meine Meinung den Appetit verdorben. . . . Die Geschichte in Frankreich scheint ihm ja völlig den Kopf verdreht zu haben. Er hat mir da einen ganzen Vortrag gehalten. Jetzt würden die staatsverderblichen Kräfte im Volk bei uns Oberhand gewinnen. In einigen Hauptstädten habe sich die Menge schon eine hochverräterische Kritik an allerhöchsten Personen erlaubt —“

„Das stimmt, — in München haben sie ja der spanischen Tänzerin, der Lola Montez, die Fenster eingeworfen,“ fügte die Ziegebein ein.

„— und bei uns werde es auch nicht ausbleiben; denn es sei zu viel Verführung im Lande —“

„Er muß es ja wissen,“ bemerkte die Ziegebein.

„— und deshalb müsse man sich beizeiten vorsehen. Angesichts unserer geringen Militärmacht schlage er mir vor, gemeinsam beim Bundestage oder direkt bei Preußen um eine militärische Besetzung unserer Staaten nachzusuchen.“

„Oha!“ rief die Ziegebein.

„Ja, das sagen Sie wohl! Ich hab' ihm aber auch

deutlich geantwortet. Diese Idee! Wenn der Spektakel wirklich allgemein wird, so brauchen die Großen ihre Soldaten selber. Und was mich angeht, — ich komme aus. Nur kein Säbelrasseln. Mit meinen dreißigtausend und etlichen Untertanen werde ich unter Beihilfe unseres guten Müller schon allein fertig . . . Na, er war ja wohl sehr betroffen. Wissen Sie, ich glaube, sehr populär ist er nicht . . .“

„Wie der Teufel,“ antwortete die Ziegebein.

„Seien Sie doch nicht so grob,“ versetzte der Fürst lächelnd. „Und schließlich fing er auch noch an zu jammern, daß ich mit den Volksverführern zu gelind umspränge. Ich möchte doch wenigstens an den Schlimmsten einmal ein Exempel statuieren. Er zählte mir gleich ein Halbdutzend Namen auf. Der Doktor von Müller sei der Schlimmste, mit seinen Gedichten und Reden stifte er überall Hochverrat; er gehöre an den Galgen. Auf den scheint er es ordentlich abgesehen zu haben. Das war mir aber doch zu arg. Ich bitte Sie, was geht denn den an, was ich mit meinen Demagogen anfange? ‚Ich weise keinen Untertanen aus, ehe er mir silberne Löffel gestohlen hat,‘ hab' ich ihm gesagt ‚aber um Eurer Liebden entgegenzukommen, will ich den Kerls den Besuch der Spielbank in Dero Residenz verbieten.‘ Da lachte er ein wenig unnatürlich und meinte, er werde ihnen schon das Mitspielen verleiden. Und jetzt dürfe er mich nicht länger aufhalten.“

„Schön,“ sagte die Ziegebein. „Aber daß es drüben mit am ersten losgeht, darin hat er recht.“

„Meinetwegen,“ erwiderte der Fürst. „Ich habe genug mit mir selber zu tun, als daß ich mich um ihn groß kümmern sollte, bloß weil unsere Ahnherren so um 1650 herum 'mal Brüder waren. —“ Er warf die Zigarre ins Feuer und

blickte eine Weile verlegen vor sich hin. „Wissen Sie, liebe Aglaja,“ begann er etwas stockend, „es geht doch nichts über geordnete Verhältnisse. Was würden Sie — hm — was würden Sie dazu sagen, wenn ich mich verheiratete? — Nun, sehen Sie mich nicht so ungläubig an! ich wollte schon längst mit Ihnen darüber sprechen. Sie wissen ja, wie hoch ich Ihre Ansicht schätze ... Sie werden mich, bitte, nicht auf mein Alter verweisen? Es ist ja wahr, daß ich ... na, sagen wir, daß ich in den Fünfzigen stehe, — meinethalben sogar über die Mitte hinaus. Aber sehen Sie, man richtet sich dann darnach ein ... ich kann ja keine Gegenliebe verlangen wie ein junger Schwärmer ... aber eine ruhige, auf kindlicher Achtung begründete Neigung — — hm, ja, nicht wahr? Und sehen Sie, sie hat mir's nun 'mal angetan, unsere Kleine ...“

„Herr Gott!“ rief die Ziegebein aufspringend, — „unsere Kleine? Mein Pastorsküken? Die wollen Durchlaucht heiraten?“

„Nun, beruhigen Sie sich doch,“ erwiderte der Fürst erschrocken. „Ich meine ja natürlich linker Hand. Als Baronin Falkenstein, — was meinen Sie? Der Landauer muß mir das Ding verkaufen. Ich schenke ihr die Ruine dann als Morgengabe.“

„Sehr sinnreich,“ erwiderte die Ziegebein. „Durchlaucht haben es sich ja genau ausstudiert. Und ich altes Schaf merke davon nichts! ... Wenn ich das geahnt hätte, als ich das Kind hierher rettete!“

„Aber, meine Liebe,“ sagte der Fürst ärgerlich, „seien Sie doch nicht gar so grob! Wenn Ihnen der Plan auch etwas — — sagen wir: ungewöhnlich vorkommt, — — sehen Sie 'mal, Sie haben mir doch neulich selber von Ihrem Goethe erzählt ... der wollte das Fräulein von Levetzow

ja noch heiraten, als er beinahe achtzig war! Und die Levetzow war ja wohl noch ein Jahr jünger als — —"

Die Ziegebein lachte boshaft. „Jetzt vergleicht er sich auch noch mit Goethe!" rief sie, alle schuldige Ehrerbietung vergessend. „Aber ich sehe schon, daß ich Eure Durchlaucht aufklären muß: Wissen Durchlaucht denn auch, weshalb ich die Kleine zu mir genommen? Weil der da drüben sie zu sich nach Luisenlust locken wollte — — ja, sehen Sie mich nur an! Diesmal weiß ich's sicher; ich werde Durchlaucht die saubere Geschichte ein andermal erzählen . . . und wissen Sie, warum der da drüben dem Doktor von Müller an den Kragen will? Weil er weiß, daß die Kleine heimlich mit dem verlobt ist . . ."

„Was sagen Sie da?" rief der Fürst, der nun auch aufsprang. „Mit diesem — diesem Demagogen?!"

Die Ziegebein sah ihn fest an. „Wollen Durchlaucht ihn vielleicht jetzt auch, wie höchstdero Vetter, als Demagogen verfolgen, weil das Mädchen ihn gern hat?" fragte sie.

Der Fürst biß die Lippen zusammen und errötete. Ein paarmal ging er schweren Schrittes auf und ab, dann sagte er mit einem begütigenden Blick: „Sehen Sie 'mal, liebe Aglaja, das ist doch am Ende nur so eine jugendliche Schwärmerei . . . Wenn es ihr nun erst klar wäre, was ich ihr doch bieten kann —"

Die alte Dame schüttelte lächelnd den Kopf. „Die Liebe rechnet nicht, Durchlaucht," sagte sie. „Aber Sie verrechnen sich . . . Wenn die Kleine auch nicht gebunden wäre, würde ich doch sagen, daß sie nicht zu der Rolle paßt, die Sie ihr zugedacht haben . . . Verzeihen Durchlaucht diese Offenheit. Sie ist ja eigentlich überflüssig, wie die Dinge liegen . . . Denn nicht wahr, — Durchlaucht werden

doch nicht den Versuch machen, ein Mädchen, das unter Ihrem Dache Zuflucht gefunden hat, seinem Verlobten abzujagen?"

Der Fürst zuckte zusammen und wandte sich ab. Eine gute Zeitlang stand er still vor dem Kamin und starrte in die Flammen. Waldmann, den das heftige Zwiegespräch aufgeschreckt hatte, betrachtete seinen Herrn bekümmert und ratlos, endlich trottete er in die Mitte des Zimmers, faßte die Schwanzspitze ins Maul und fing an, sich unter leisem Knurren sehr zierlich und gewandt herumzudrehen. Er wußte, daß sein Herr sich an diesem Kunststück sonst sehr zu ergötzen pflegte.

Wenigstens löste es diesmal die Zunge des Fürsten. „Es ist gut," sagte er und reichte der alten Hofdame die Hand. „Ich danke Ihnen, liebe Aglaja, für Ihre Offenheiten. Heute abend mögen Sie mir mehr erzählen, — für jetzt entschuldigen Sie mich . . . ich möchte allein sein . . ." Er blickte ihr mit einem trüben Lächeln in die welken Züge, die eine große, freudige Rührung verklärte. „Wissen Sie, ich habe kein Glück bei Ihnen, Aglaja . . . damals, als ich Ihnen selbst mit einem Geständnis kam, meinten Sie, das wäre wohl noch acht Jahre zu früh für mich, ich sollte erst fertig wachsen . . . na ja, ein bißchen grob waren Sie schon damals . . . und jetzt . . . du lieber Gott, ausgewachsen bin ich ja wohl . . . aber jetzt muß ich mich von Ihnen belehren lassen, daß es für mich zu spät ist . . . In Gottes Namen! da müssen wir denn wohl weiter sehen, wie wir miteinander auskommen . . ."

XII.

Die Märzstürme brausten durch das Land, schwer und mächtig. Sie fegten das dürre Laub von den Eichen, das Winters über noch fest gesessen hatte, und weckten Knospen und Keime mit lebenweckendem Anhauch. Und auf ihren Schwingen trugen sie den Geist der Freiheit. Jeder Morgen brachte neue Zeichen des Sieges, den der Frühling in der Natur erstritt; jeder Tag neue Kunde vom Siege des Frühlingsgeistes, der in den Herzen der Völker schlummernd und scheinbar erstarrt gelegen hatte. Es war erstaunlich, wie leicht und klagelos auch im deutschen Staatenwalde die dürren Blätter sich ablösten, die so lange seine Kronen und Krönchen verunstaltet hatten . . .

Auch an den Zinnen des alten Dynastenschlosses über der kleinen Hauptstadt rüttelten die Märzstürme. Franz Friedrich Ferdinand hörte es, — mit einem leidenschaftslosen, fast behaglichen Lächeln, das wunderlich von der Aufregung seiner Umgebung abstach. Es war ein neuer Zug in seinem Wesen, — eine stille, etwas trübselige Güte; etwas wie ein weicher goldener Nebel, der die letzten schönen Herbsttage einer friedlichen Landschaft verklärt, wenn die Zugvögel weg sind und die weißen Sommerfäden sich um die halbkahlen Zweige spinnen. Die alte Hofdame betrachtete ihren fürstlichen Freund mit einer mitleidigen Teilnahme, in die sich eine Art von aristokratischer Befriedigung mischte. „Edelwild," dachte sie. „Es zieht sich still zurück und läßt seine Wunde ausheilen, ohne zu klagen oder sie zu zeigen."

Eines Vormittags trat er bei ihr ein; Waldmann sprang hinter ihm her, nach einem Papier schnappend, das sein Herr zusammengefaltet in der Hand trug. Mit einem

kühnen Sprunge erwischte er es und kauerte sich damit auf dem Teppich nieder, übermütig wedelnd, als wolle er die großen Leute zu einem Versuch einladen, ihm die Beute abzujagen.

„Nun sehen Sie 'mal, wie der mit dem Metternich umspringt," sagte der Fürst. „Haben Sie's schon gehört, meine Liebe? Sonst lassen Sie sich's von ihm vorlesen. Der Fürst Metternich hat seine Entlassung genommen."

„Ja," meinte die Ziegebein nachdenklich, „also auch! Ob er sich das wohl vor einem Monat träumen ließ? Und nun spielt das Hundsvieh mit ihm. Es wird ihm schwer genug geworden sein."

„Na," erwiderte der Fürst, „was will er denn? Er hat ja seinen Johannisberg. So ein Besitz ist heutzutage angenehmer, als Staatskanzler spielen. Übrigens, — da drüben geht es jetzt auch los, Sie hatten ganz recht. Unser guter Major hat mir heute morgen schon in den Ohren gelegen, ob ich nicht doch besondere militärische Maßregeln befehlen wolle? Ihm läßt die Schwadron Husaren keine Ruhe, die der da drüben aufgeboten hat. So eine Dummheit. Der Mensch hat wahrhaftig seine gesamten Staaten unter Kriegsrecht gestellt, und Luisenlust soll ihm als Zwing-Uri dienen . . ."

Er verstummte vor dem Anblick Johannas, die plötzlich hereinstürzte, mit blassem Antlitz und weinenden Augen. „O helfen Sie, helfen Sie, gnädiges Fräulein!" rief sie, und da sie den Fürsten erblickte, stürzte sie fast auf die Kniee vor ihm und fuhr mit gerungenen Händen fort: „Helfen Sie, Durchlaucht! Retten Sie ihn! Sie haben ihn über die Grenze gelockt, sie wollen ihn abschleppen, nach Luisenlust!"

Der Fürst blickte fragend nach dem Pastor Liebetreu,

der seiner Tochter gefolgt war und bittend vor ihm stand. „Es ist leider wahr, Durchlaucht," sagte er, „ich bin sogleich hierhergeeilt, um Ihre landesväterliche Huld anzuflehen... Der Doktor von Müller ist verhaftet, er wird drüben in Groß-Breibach auf dem Rentamt von einer Husaren-Patrouille bewacht . . . Es scheint, daß der Rentmeister ihn auf allerhöchsten Befehl unter einem Vorwand hinübergelockt hat . . . Durchlaucht der Fürst sollen im voraus Ordre gegeben haben, ihn unverzüglich nach Luisenlust zu bringen . . . aber die Husaren können nicht, das Volk hat ihnen die Pferde weggeschleppt und belagert das Rentamt . . ."

Der Fürst hatte das junge Mädchen sanft aufgehoben und zu der Ziegebein geleitet. Er blickte ihr zärtlich in das tränenüberströmte Gesicht. „Aber beruhigen Sie sich doch, liebes Kind!" sagte er einmal über das andere. „Es wird ja nicht so schlimm sein!"

„Durchlaucht, was werden Sie tun?" rief die Ziegebein hastig.

Der Fürst richtete sich hoch auf. „Dumme Frage!" antwortete er zornig. „Warum sind Sie nicht schon zur Tür hinaus, um den Wagen zu befehlen? . . . den Jagdwagen, — und flink bespannt, das bitte ich mir aus . . . ohne Begleitung . . . Was zum Henker! ich werde doch noch allein mit der Bagage drüben fertig werden! . . . Still, still, liebes Kind! ich bringe ihn Ihnen eigenhändig zurück, und wenn ich ihm bis Paris nachfahren müßte . . . Nur ruhig Blut . . . Da, versorgen Sie einstweilen den Waldmann — und Sie, Herr Pastor, lassen Sie sich von unserer Oberhofmeisterin einen Grog brauen, — Sie sehen ja aus, als ob Sie den Propheten Joël mit sämtlichen Heuschrecken verschluckt hätten . . ."

Damit eilte er zur Tür hinaus. Sein Gesicht strahlte

ordentlich, und seine Sporen klirrten kriegerisch. Er sah aus, als wäre er plötzlich zehn Jahre jünger geworden.

XIII.

Ein wunderliches Aufgebot umlagerte das breite, von starken Mauern umfaßte Tor des Rentamtes: Männer und Weiber, zumeist in zerlumpten Kleidern und mit abgehärmten Gesichtern, Dreschflegel, Heugabeln und andere ländliche Waffen in den Händen. Noch hielt sie die drohende Erscheinung der Husarenwache im Schach, die sie schußbereit unter dem Tor erwartete. Nur die gescheckte Waldine wagte sich zum Angriff vor. Ängstlich und wütend zugleich, mit eingezogenem Schweife und offener Schnauze, stand sie vor dem Soldaten und übergellte mit ihrem Geheul selbst den Lärm der schimpfenden Menge. Der Fürst kam gerade zur rechten Zeit, um zu sehen, wie der Husar das Tier mit einem Tritt zurückschleuderte.

„Was untersteht Er sich da?“ rief er und drängte sich eilends durch die Menge, die verwundert und ehrfürchtig auseinanderwich. „Wie kann Er den Hund so mißhandeln?“ — Er streichelte Waldine, welche winselnd, die eine Vorderpfote schlaff hängen lassend, an ihm heraufstrebte. „Wenn das Tier den Lauf gebrochen hat, werde ich sorgen, daß Er mir dafür vierzehn Tage ins Loch kommt, verstanden?“

„Zu Befehl!“ sagte der Husar präsentierend. Der Fürst ließ ihn stehen und schritt durch den Torweg. Die Menge drängte nach, ohne daß der Soldat sie weiter abzuwehren wagte. Drinnen hielt ein Unteroffizier mit einigen Husaren. „Aha, die Hauptwache!“ brummte der Fürst und schritt auf den alten Unteroffizier zu, der vor ihm salutierte.

„Also Sie sind's, Lübbecke!" sagte er. „Machen mir hier dummes Zeug, was? Reitet Sie der Teufel, daß Sie mir meine Untertanen abschleppen wollen?"

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht," antwortete der Unteroffizier, „ich habe ausdrückliche Ordre, den Mann nach Luisenlust zu transportieren. Durchlaucht der Fürst wollen ihn noch heute als Hochverräter kriegsgerichtlich abgeurteilt sehen."

„Was Durchlaucht der Fürst wollen, geht mich gar nichts an," erwiderte Franz Friedrich Ferdinand. „Der Mann ist mein Untertan, und wenn Sie jetzt noch ein Wort wagen und mir nicht augenblicklich den Mann herausgeben, dann soll Sie ja ein heiliges Himmelkreuzgranatendonnerwetter — aha, da haben Sie ihn wohl drin?" unterbrach er sich und deutete auf eine Tür, an der Waldine heulend scharrte. „Aufgeschlossen!"

Der Unteroffizier gehorchte zögernd. „Durchlaucht, meine Ordre —"

„Ihre Ordre ist jetzt, den Mann da herauszulassen," donnerte der Fürst und stieß die Tür auf. „Aha, da sind Sie ja, mein werter Herr Doktor! Ich höre eben, daß jemand Sie noch heute abgeurteilt zu sehen wünscht. Na, sehen ja schon recht todesmutig aus. Geht aber doch nicht. Ich brauche Sie selber zu nötig. Habe Sie zu meinem Geheimsekretär ernannt. In diesen Zeiten braucht unsereins einen jungen Mann mit blühendem Stil." — Er reichte dem Befreiten, der ihn bleich und verständnislos anstarrte, die Hand und geleitete ihn auf den Hof. „Wollen Sie gefälligst Ihren Hund auf den Arm nehmen und bis zum Wagen tragen, — das arme Tier lahmt. — Na, was gibt's denn da noch?"

Der Hof war jetzt ganz von der Menge der Bauern

überflutet. Sie schwangen ihre plumpen Waffen und drängten mit wüstem Jubelgeschrei einer Tür zu, aus der einige zerlumpte Weiber einen bleichen, grauhaarigen Mann herauszerrten. Ein junges Mädchen von großer und üppiger Gestalt suchte den Jammernden umsonst aus den Krallen der wütenden Weiber zu befreien; ihr städtisches feines Gewand hing ihr in Fetzen um Schultern und Arme, und ihr langes rotes Haar flatterte im Winde. Als sie den Fürsten sah, schlug sie sich mit den Fäusten Bahn zu ihm, umklammerte seine Kniee und schrie: „Gnade, Gnade! Sie ermorden uns, sie zerreißen uns!“

Der Fürst riß sich mit einer Gebärde des Widerwillens von ihr los. „Ruhe da, ihr Leute!“ rief er. „Laßt den Kerl los, er entwischt euch ja nicht.“ Dann wandte er sich zu dem Unteroffizier, der mit seinen Leuten beiseite stand, und deutete fragend nach dem Rentmeister hinüber.

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht, — dafür habe ich keine Ordre,“ sagte der alte Unteroffizier mit finsterer Miene.

„Hm, das stimmt,“ versetzte der Fürst. „Das täte mir auch leid für Sie, Lübbecke.“ Er wandte sich wieder um und musterte die Menge, die gespannt und still nach ihm aufschaute. „Aha!“ rief er, „der da, der Graukopf mit dem rostigen Säbel, — ist Er nicht der Gemeindevorsteher, der Peter Miebus? Na, schön. Soll 'mal vortreten. Er scheint mir ja hier der Gemeinde in seiner ganz besonderen Weise vorzustehen, — was? Jetzt such' Er sich 'mal sechs bis zehn ordentliche Leute heraus, damit besetzt Er das Rentamt und paßt auf, daß nichts abhanden kommt. Den alten Sünder da drüben und die Tochter kann Er meinetwegen einsperren, bis höhere Ordre kommt. Aber nicht mißhandeln! Er bürgt mir dafür. — Den Soldaten hier läßt Er natürlich sofort die Pferde wiedergeben. Und

ihr anderen, ihr geht mir jetzt hübsch nach Hause oder aufs Feld. Sonderlich die Weiber. Nur in der Ordnung bleiben, Leute. Es wird alles untersucht werden, was ihr zu klagen habt. Wenn euch einer etwas will, dann beruft euch auf mich. Ihr kennt mich. Aber keinen Spektakel mehr, sonst soll euch der Teufel ungestorben holen! Abtreten! — Und Sie, Lübbecke," fuhr er fort, während sich die Menge gehorsam und zufrieden zerstreute. „Sie reiten 'mal ruhig nach Luisenlust zurück, oder wo Seine Durchlaucht sonst ihr Hauptquartier zu halten geruhen. Wenn es überall so aussieht, wie hier, so kann es nichts schaden, wenn Sie Ihrem Kriegsherrn etwas näher sind. Melden Sie Seiner Durchlaucht, daß ich meinen Geheimsekretär selber brauche. Und wenn Sie 'mal was brauchen, — für einen alten Kriegskameraden von anno 1815 bin ich immer zu Hause. Verstanden?"

„Zu Befehl, Durchlaucht," erwiderte Lübbecke. Der Fürst schritt würdevoll grüßend die Front ab und begab sich zu seinem Wagen. Der Doktor von Müller folgte, Waldine im Arm tragend. Ihm war es wirblig zu Mute.—

„Na, da wären wir ja wieder im engeren Vaterlande," sagte der Fürst nach einer Weile und blickte lächelnd seinen Schützling an, der stumm und betreten neben ihm saß. „Ihnen scheint dieser erste Plumps ins praktische Revolutionsleben übel bekommen zu sein, mein lieber Dichter. Ich wollte, wir hätten einen Kognak hier für Sie. Man sollte doch in diesen Zeiten so eine erste Hilfe gegen Unglücksfälle immer bei sich führen."

„Durchlaucht haben ein unbegrenztes Recht, über mich zu spotten," erwiderte der junge Mann mit trübem Lächeln. „Noch verstehe ich dies ganze Abenteuer nicht, bei dem ich eine so ausschließlich leidende Rolle spiele, — ich weiß weder,

wie ich die fürstliche Gewalttat da drüben, noch wie ich Ihre Gnade verdient habe ... Aber Durchlaucht haben mir Freiheit und Leben gerettet, — Sie haben nun über beides zu gebieten ... Darf ich fragen, wie Eure Durchlaucht nun über mich zunächst verfügen?“

„Sie meinen, wohin ich Sie bringen will?“ versetzte der Fürst. „Natürlich aufs Schloß. Ich habe Ihnen ja schon gesagt: ich brauche Sie in meinen Diensten. Diesmal werden Sie mir's hoffentlich nicht abschlagen ... Und dann habe ich auch Ihrer Liebsten versprochen, Sie heil wiederzubringen. Ja, starren Sie mich nur an! Ihnen gebührt eine ganz gehörige Strafpredigt. Das einzige Vernünftige, was Sie meines Wissens bis jetzt getan haben, war, daß Sie sich in die Kleine verliebten; und dies einzige haben Sie Ihrem Landesvater verschwiegen. Herr, Sie sind ja ein schlimmerer Tyrann, als alle, die Sie in Ihren Versen heruntermachen! Wenn man sich mit einem Mädchen verlobt, dann sorgt man, daß die Geschichte fest wird, anstatt das arme Wurm zu vertrösten, bis der Herr Liebhaber so im Nebenamt den Deutschen Bund aufgelöst und Europa neu geordnet hat ... Merken Sie sich das für kommende Fälle, Sie Marquis Posa ... übrigens, die Bedingung ist jetzt wohl erfüllt, nicht wahr? Das geht ja mit der deutschen Freiheit neuerdings wie ein Dampfschiff, die Bauern prügeln schon ihre Rentmeister, und der Metternich hat auch abgedankt ... Na, also jetzt machen Sie 'mal Ernst mit der Kleinen, — mit Ihrem Vater werde ich ein Wort sprechen. Aber das sage ich Ihnen: wenn Sie mir das süße unschuldige Geschöpf nicht zeitlebens wie einen Engel behandeln — was sie ja noch ist —, dann wollte ich, mein Herr Vetter Liebden hätte Ihnen heute auf Luisenlust eigenhändig den Hals umgedreht! — Ach was,

lassen Sie Ihre dummen Dankereien. Bedanken Sie sich bei der Kleinen — und bei unserem alten Hausgeist, meiner Freundin Aglaja von Ziegebein meine ich. Da sehen Sie nur 'mal hin, — oben an meinem Observatorium, auf dem Schloßturm! Stehen die beiden Weiber doch wahrhaftig da und winken mit den Tüchern! Gerade als ob ich vom Turnier heimkäme und ihnen einen neuen Troubadour mitbrächte. Na, holen Sie doch Ihre Leier hervor, die hat Ihresgleichen ja wohl immer im Gewande? — Wollen Sie, bitte, dem Kutscher bestellen, daß er hinten am Gartentor vorfährt, nicht durch die Stadt. Ich habe Volksauflauf genug für heute. So, danke. — Und wissen Sie, wenn Sie mit der Verlobung glücklich durch sind — wir müssen ja erst noch die Herren Väter herumholen, — — na, dann verkaufen Sie mir das Tier da. Denn bei Ihnen bricht es doch noch einmal ein Bein. Überhaupt — wozu brauchen Sie noch einen Hund?!"

XIV.

In der Dämmerstunde dieses ereignisvollen Tages saß Franz Friedrich Ferdinand wieder vor dem Kamin in seinem Zimmer. Er rauchte seine Zigarre und betrachtete gedankenvoll die beiden gescheckten Dackel. Waldine lag vor dem Kamin auf einer Seite, Waldmann stand neben ihr und leckte liebevoll ihre verwundete Vorderpfote.

Auch die Ziegebein, die jetzt leise eintrat und ihren Platz einnahm, betrachtete das Pärchen mit freundlichem Lächeln. „Nun haben Durchlaucht sie ja," meinte sie.

„Jawohl," erwiderte der Fürst wehmütig, „und der Doktor von Müller hat die Kleine. Jeder, was ihm zu-

kommt, nicht wahr?“ Er zog an der Zigarre und fächelte den Rauch mit der Hand von der Dame ab. „Übrigens das muß ich sagen,“ fuhr er fort, „ein Stück Arbeit war's doch, diese beiden Väter aneinander zu versöhnen. Mein Gott, was wir alten Leute doch eigensinnig sein können! — Na, und was gibt's denn in der übrigen Welt? Mir hat man ja heute vor lauter Ehestiften gar keine Zeit zum Regieren gelassen. Und jetzt bin ich fürs erste nicht zu sprechen.“

„Nun,“ sagte die Ziegebein, „ich glaube, es hat wieder in einigen sechs oder sieben Staaten gekracht . . . Drüben auch. Eben ist ein Kurier damit angekommen: großes Hallo in der Residenz, Zuzug von bewaffneten Bauern, — die Spielbank geschlossen, Bürgermiliz, provisorische Regierung, Auszug gen Luisenlust . . . ein Husarenpferd erschossen, ein Advokat oder so etwas leicht verwundet, — — dann haben Durchlaucht Egon Alexander dem Kampfe edelmütig ein Ende gesetzt. Er hat abgedankt und ist abgereist, wahrscheinlich nach England. In der englischen Bank liegt ja wohl sein Geld . . . Wo euer Schatz ist, da ist euer Herz, sagt die Schrift. Für seinen kleinen Neffen führt die provisorische Regierung einstweilen die Geschäfte — ein Arzt, zwei Advokaten und ein Professor . . . Die Groß-Breibacher Bauern haben der Regierung als Pfand ihres Vertrauens den Rentmeister und sein holdes Töchterlein ausgeliefert . . . Der Rentmeister sitzt im Loch. Später wird er wohl mit seinem Töchterlein dem Landesherrn nachreisen. Sie hatten ja wohl so eine Art Ministerposten bei ihm, für den er auch im Privatleben Beschäftigung haben wird . . .“

„Schweigen Sie doch, bitte, von diesen Leuten,“ warf der Fürst ein. „Ich habe mich heute vormittag hinlänglich

über das Paar geekelt. Was machen denn unsere lieben Untertanen?"

„Adressen, Durchlaucht. Sie haben große Beratung in der Ressource. Der Bankier Landauer soll gesagt haben, es sei höchste Zeit, daß sich die deutsche Nation ihrer ruhmvollen Ahnen erinnere. Nun, das werden Durchlaucht ja wohl noch alles zu lesen bekommen. Unser guter Böllermann ist am Rande der Verzweiflung. Vorhin bat er mich mit beweglichen Worten, ich möchte Durchlaucht doch zureden, daß Sie wenigstens unsere vier Kanonen auf dem Schloßhof scharf laden lassen. Ich will Durchlaucht lieber bitten, daß sie die alten Donnerbüchsen einmal neu anstreichen läßt, hab' ich ihm gesagt."

„Ich glaube, die Dinger sind den Anstrich nicht mehr wert, liebe Aglaja," erwiderte der Fürst sehr ruhig. „Wo steckt denn der Pastor Liebetreu?"

„Vorhin war er drüben bei dem jungen Pärchen. Oder wenigstens im Nebenzimmer. Ich glaube, er studiert. Sie haben ihn ja beauftragt, morgen die Sonntagspredigt zu halten, weil der Hofprediger krank ist."

„Ach ja," seufzte der Fürst. „Natürlich über den Propheten Joël. Aber horchen Sie 'mal, was ist das für ein Lärm drunten? Sind das unsere Heuschrecken schon?"

Der Major trat ein, hinter ihm der Pastor Liebetreu mit den Verlobten. „Verzeihen Durchlaucht, daß ich es ungemeldet wage," sagte der Major hastig, — „Unruhen in der Stadt, eine große Menge wälzt sich heran . . ."

„Lassen wir sie wälzen, mein Lieber," antwortete der Fürst, ohne aufzustehen. „Was sagt denn mein Herr Kabinettsminister dazu?"

„Mein Vater erwartet die Leute, Durchlaucht," bemerkte der Doktor von Müller, der ans Fenster getreten

war. „Es scheint eine große Kundgebung zu sein . . . mit Fackeln . . . sie ziehen auf den Schloßplatz, vor den Balkon . . . an den Wachen vorüber . . .“

„Durchlaucht haben befohlen!“ stieß der Major mit einer verzweiflungsvollen Handbewegung hervor und ging hinaus.

„Es scheinen ganz friedliche Leute zu sein,“ bemerkte der Pastor, der zu seinem Eidam getreten war. „Eine Abordnung, wie es scheint, an der Spitze . . . Der Herr Bankier Landauer und der Gymnasialdirektor vornan.“

„Man kann sich nichts Friedlicheres denken,“ versicherte die Ziegebein, die noch immer auf ihrem Sessel gegenüber dem Fürsten saß.

Der Fürst nickte und zündete sich eine frische Zigarre an. Drunten hörte man vielstimmigen Gesang:

„Das Eis zerschmilzt, der Winter flieht,
Der Völkerfrühling naht mit Brausen!“

„Hören Sie's, Kleine?“ sagte der Fürst und lächelte wohlwollend zu Johanna hinüber. „Das ist von ihm. Das Dichten sollten Sie ihm doch abgewöhnen.“

Johanna errötete, sie eilte auf ihn zu und faßte zärtlich seine Hand. „O,“ rief sie, ratlos und bekümmert umherblickend, „was können denn diese Leute noch verlangen — von einem so milden, treuen Fürstenherzen!“

„Das fragen Sie den Dichter 'mal,“ antwortete der Fürst und streichelte ihre Hand. „Es scheint, von Politik hat er heute nicht mit Ihnen gesprochen, kleines Bräutchen? — Aber da bekommen wir ja die Aufklärung,“ fügte er hinzu und stand auf, da der Kabinettsminister eintrat. „Na, mein Lieber, was ist denn los?“

„Durchlaucht,“ stammelte der Minister tief verstört,

„eine Kundgebung . . . eine Emeute . . . sie verlangen eine liberale Verfassung."

„Du lieber Gott," erwiderte der Fürst, „dann geben Sie ihnen doch eine!"

Der Kabinettsminister erblaßte und wich einen Schritt zurück. „Verzeihen Durchlaucht," sagte er, „meine Ergebenheit in Dero Dienst ist Ihnen bekannt, — aber angesichts dieses Auftrages . . . meine politischen Überzeugungen binden mich . . . Ich bitte, mir in Gnaden meine Entlassung zu gewähren."

„Nun wird's gut!" brummte die Hofdame. Die anderen sahen sehr erschrocken drein.

Der Fürst blickte seinen Kabinettsminister eine Weile nachdenklich an. Allmählich erheiterte sich sein Antlitz. „Hören Sie 'mal, mein lieber, alter Freund," sagte er und legte seine Hand auf die Schulter des Ministers, „ich glaube, Sie haben recht. Wissen Sie, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich tät's auch nicht . . . aber so, — mein Gott, unsereins ist nun 'mal lebenslänglich von Natur; das Abdanken aus Bequemlichkeit ist die einzige politische Sünde, die ich einem Fürsten nie verzeihe; zudem, — mein kleiner Vetter Anton Heinrich, der jetzt drüben mit Zepter und Kronen spielt und später auch hier ans Ruder kommen soll, ist ja erst fünf Jahre alt. Da muß ich noch ein Endchen vorhalten. Aber Sie sind mir zu schade für diese Art Ministerspielen, wie sie jetzt die Mode bringt . . . Später, wissen Sie, später, in ein paar Jährchen höchstens, dann brauchen wir wieder Leute, die 'was von der Sache verstehen. Also . . . bis dahin genehmige ich Ihre Bitte, mein Lieber, — mit herzlichem Dank für Ihre Dienste, — na, das brauch' ich ja wohl nicht zu sagen; unter Freunden, wie wir, sind die Redensarten überflüssig . . . Fertigen

Sie mir, bitte, die Dekrete aus: Ihr Abschiedsgesuch, Ihre Ernennung zum Großoffizier unseres Hausordens — in Brillanten, bitte! — und die Ernennung Ihres Nachfolgers. Inzwischen wird dieser wohl die Güte haben, unserem geschätzten Volke vom Balkon hinunter die angenehme Botschaft zu verkündigen. Also bitte, — Herr Doktor Theobald von Müller, — ich ernenne Sie hiermit zu meinem Minister und beauftrage Sie, es den Leuten da unten mitzuteilen. Eine Verfassung sollen Sie auch haben, Sie werden wohl dazu eine Nationalversammlung wählen lassen, was? Zum Kampf der Reden und Gesänge? Na, das ist ja Ihr Fach. — Was warten Sie denn noch? Ja, mich entschuldigen Sie, bitte, bei Ihren Freunden da unten, — ich habe noch nie von einem Balkon hinabgesprochen!"

Damit wandte sich Franz Friedrich Ferdinand ab und nahm wieder seinen Platz vor dem Kamin ein. Er hatte genug getan und erwartete jetzt, daß man seinen Willen tue. Der neue Minister küßte seine Braut und ging ans Werk.

Was er von dem Balkon nebenan aus sprach, war im Zimmer des Fürsten nicht zu verstehen. Nur dann und wann klang ein Schlagwort herüber, sogleich verschlungen von fröhlichem Beifall. Bei jeder Beifallssalve zuckte Johanna ein wenig zusammen und errötete selig. Sie stand an der halboffenen Zwischentür, zwischen dem bisherigen Kabinettsminister und ihrem Vater. Zaghaft faßte sie die Hand des alten Diplomaten, küßte sie und blickte bittend zu ihm auf. Er sah sie lange an, küßte sie auf die Stirn und reichte dem Pfarrer die Hand. Dann verließ er leise das Zimmer. Johanna schlich in den Saal, ihrem Geliebten nach; der Pfarrer folgte ihr lächelnd.

Der Fürst rauchte und betrachtete seine bunten Dackel.

Sie saßen jetzt gegeneinander, die Schwänze auswärts gekehrt, und leckten sich zärtlich mit den langen rosigen Zungen.

„Wie zwei Wappenlöwen," sagte der Fürst. „Hoffentlich hält sich die Rasse gut in der Farbe."

Die Ziegebein nickte zerstreut und horchte. Draußen hatte der neue Minister seine Rede geendet, noch einmal erhob er die Stimme zu einem kurzen Satz, den die Bürger jubelnd mehrmals wiederholten. In vielstimmigem Chor klang es wie ein Kanon zurück: „Unser Fürst Franz Friedrich Ferdinand der Gerechte, — hoch!"

Die Ziegebein sprang auf und schlug mit der kleinen dürren Hand auf die Stuhllehne. „Das ist doch noch ein Wort!" rief sie. „Und der das Beiwort für Sie ausgebracht hat und dran festhält, Durchlaucht, das ist ein Edelmann, wie er sich für uns schickt!"

„Na, das freut mich," sagte der Fürst. „Dann mag er auch meinethalben sorgen, daß der Adel in meinen Staaten nicht ausgeht."